



November 1962 - Murr für Betriebsangehörige



WERK und WIR
HOESCH AKTIENGESellschaft

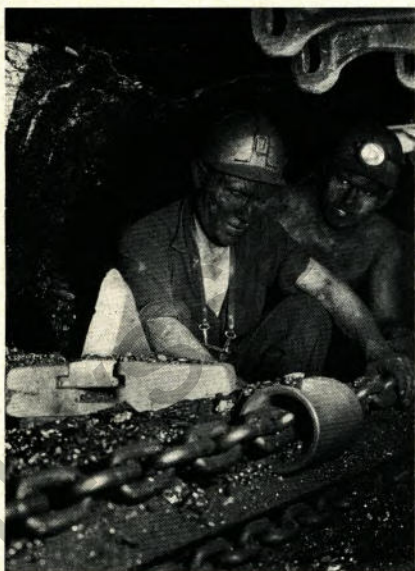
11

1962

L 7147 E



Titelseite: Jede der 252 Wohnungen in der neuen Siedlung an der Bischoffstraße in Altenessen hat einen eigenen Balkon, auf dem die Kinder auch im Winter weiterspielen können. Die Siedlung wurde von unserer Wohnungsbaugesellschaft „Heim und Scholle“ in Hoesch-Fertigbauweise errichtet, über die wir in diesem Heft ausführlich berichten



Rückseite: Sobald die Berglehrlinge einfahren dürfen, werden sie mit allen technischen Einrichtungen unter Tage vertraut gemacht. Auf unserem Bilde erklärt Meisterhauer Heinrich Bach dem Berglehrling Otto Roland im Lehrrevier im Flöz 21 unserer Schachtanlage Radbod in Bockum-Hövel die Arbeitsweise eines Abbauhobels

Hoesch-Fertigbauweise auf neuen Wegen

Die Wohnungszwangswirtschaft ist aufgehoben. Aber es besteht besonders im Ruhrgebiet noch Wohnungsnot. Hinzu kommt die schwierige Situation auf dem Bau Markt. So haben sich in jüngster Zeit drei Forderungen ergeben, die fortan erfüllt sein wollen:

- ❶ Die Arbeiten am Bau sind weitgehend zu rationalisieren.
- ❷ Die Bauzeiten müssen verkürzt werden.
- ❸ Die Baupreise dürfen nicht weiter steigen.

Drei grundlegende Beiträge haben wir im vorliegenden Heft zur Frage des Wohnungsbaus vereint. Sie stellen gleichsam eine Bilanz in wirtschaftspolitischer und bautechnischer Hinsicht dar und weisen damit unmittelbar in die Zukunft.

Im Mittelpunkt werden die Erfahrungen und Erkenntnisse auf der Großbaustelle unserer Wohnungsbaugesellschaft „Heim und Scholle“ in Altenessen an der Bischoffstraße behandelt. Dabei wird die wichtige Tatsache ausgesprochen: „Die Hoesch-Bauweise ist ein erfolgreicher und geglückter Schritt in das Neuland der Fertigbauweisen.“

Der Fertighausbau hat bei uns in der Bundesrepublik erst in jüngster Zeit eine Belebung erfahren. Dadurch können künftig die großen Aufgaben der Wohnungsbauwirtschaft schneller, rationeller und sparsamer verwirklicht werden.

In der Hetze und Unrast unserer lärmgefüllten Tage spielt die Wohnung eine bedeutende Rolle. Die Engländer sagen: „My home is my castle“ (Mein Heim ist mein Schloß). Auch in unserem modernen Arbeitsleben will der Mensch mit seiner Familie in der Wohnung Erholung, Glück, Frieden und Freude finden. Und so hat dann auch der Wohnungsbau in der Sozialpolitik eine immer größere Förderung erfahren. Auch in naher Zukunft werden auf diesem Gebiet noch viele Anstrengungen erforderlich sein; denn noch immer und trotz Aufhebung der Wohnungszwangswirtschaft ist die Lage auf dem Wohnungsmarkt angespannt.

Unsere Leser werden daher die umfassenden Informationen über den heutigen Wohnungsbau und den aktuellen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Hoesch-Fertigbauweise mit Interesse aufnehmen. In dieser Zusammenfassung der Probleme des Wohnungsbaus am Ende des Jahres 1962 erweist es sich, daß die Zukunft des Fertighausbaus bereits begonnen hat; und auch gerade die Eisen- und Stahlindustrie wird zu beweisen haben, daß sie an dieser Zukunft lebendig beteiligt sein wird.

Inhalt

- 391 Die Zukunft im Fertighausbau hat schon begonnen
- 392 Dr. Hans Paul Weimar: Hoesch-Fertigbau hat sich bewährt
- 394 Neun Schnappschüsse vom Hoesch-Fertighausbau
- 396 Professor Fritz Jaenecke: Vom Ziegelbau zum Fertigbau ▣
- 400 Professor Gerhard Weisser:
Der Wohnungsbau in der Wirtschaftspolitik ▣
- 403 Industrie- und Handelstag in München
- 404 Passiert – notiert – fotografiert
- 405 SURVIVRE druckt WERK-UND-WIR-Bericht
- 406 Bild des Monats
- 407 Wie die andern leben: Familie Lopez in Mexiko ▣
- 410 Gelungener Start der Steckenpferde
- 411 Der 1. Preis ging ins Museum
- 412 Das Dortmunder Naturkundemuseum ist 50 Jahre alt
- 413 Dr. Hermann Scholtz: Wer ist an der Eiszeit schuld? ▣
- 416 Familienanschluß für die Älteren
- 418 Mit Schere, Papier und Poesie ▣
- 422 Jubilare
- 423 Fotowettbewerb



Hoesch AG Bergbau Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte Dortmund



Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke Hiltrup



Schmiedag Aktiengesellschaft Hagen i. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG Dortmund



Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld



Becke-Prinz GmbH Dortmund



Dörken Aktiengesellschaft Gevelsberg



Schwinn Aktiengesellschaft Homburg/Saar

Schwinn S.à r.l.Hénin-Liétard (Pas-de-Calais)



Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH
Oberdollendorf a.Rhein



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH Dortmund



Hoesch Hammerwerk
Ruegenberg GmbH Olpe i. W.



Dortmunder Plastik GmbH Dortmund



Hoesch Bergbautechnik GmbH Dortmund



Werk Federstahl Kassel



Hoesch Eisenhandel mbH Dortmund

Claasen, Muth & Co. GmbH Bremen



Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH Essen



Schiffswerft und Maschinenfabrik
Mainz-Gustavsburg GmbH



Hoesch Düngerhandel GmbH Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH Oficina de Madrid

Hoesch Export GmbH Bureau Bruxelles



Hoesch Argentina S.A. Industrial y Comercial
Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana Mailand



American Hoesch Inc. New York

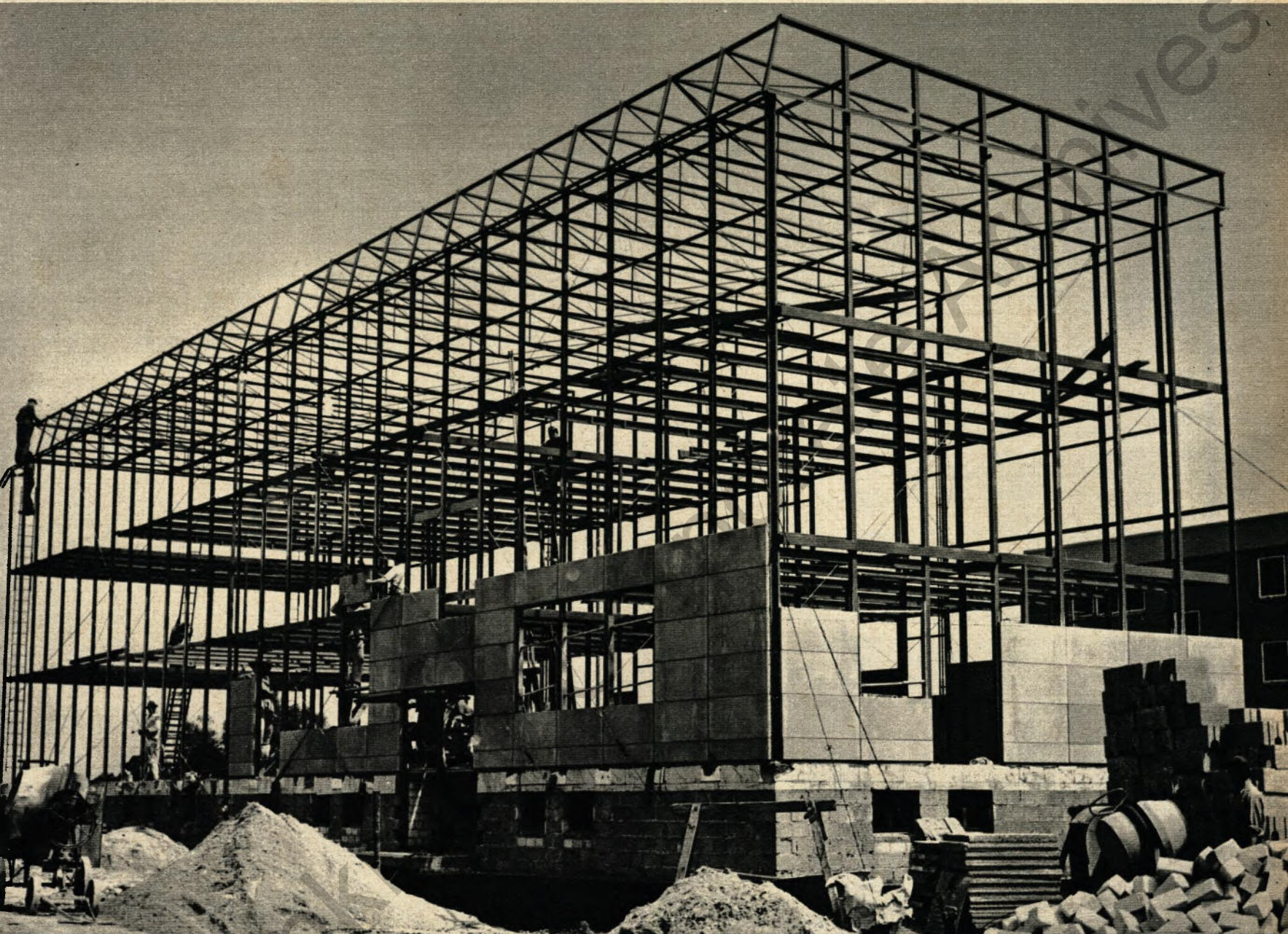


Hoesch France S.à r.l. Paris

Industriewerte AG Dortmund

Gesamtbelegschaft 50000

Die Zukunft im Fertighausbau hat schon begonnen



252 Hoffnungen gingen in Erfüllung! So lautete unsere Überschrift zu einem Artikel im vorletzten Heft von WERK UND WIR, als wir über die neue Hoesch-Siedlung in der Bischoffstraße in Altenessen berichteten. Dr. Koch vom Vorstand der Hoesch AG hatte als Vorsitzender des Aufsichtsrates der Wohnungsbaugesellschaft „Heim und Scholle“, die diese Siedlung errichtete, zahlreiche Gäste zu einem Rundgang eingeladen, um ein Bild davon zu geben, wie berechtigt die Freude der 252 Familien ist, die bis zum Ende dieses Jahres in die 42 Häuser einziehen oder inzwischen eingezogen sind. Nach der Besichtigung kam es zu einem Gespräch über die Hoesch-Fertigbauweise, für deren wegweisende Entwicklung diese Siedlung einen weiteren Nachweis liefert. An dem Erfahrungsaustausch beteiligten sich der Beirat der Hoesch AG Bergbau, die Aufsichtsräte der Wohnungsbaugesellschaften „Heim und Scholle“ und „Westfalia“, der Vorstand der Hoesch AG,

das Direktorium der Hoesch AG Bergbau, Mitglieder des Gemeinschaftsausschusses aller Hoesch-Betriebsräte und die Betriebsratsvorsitzenden der Schachtanlagen.

Unsere Leser wiesen wir damals darauf hin, daß wir den zu diesem Anlaß gehaltenen Vortrag von Dr. Paul-Hans Weimar, dem Geschäftsführer von „Heim und Scholle“, über Wesen und Vorteile der Hoesch-Fertigbauweise der grundsätzlichen Bedeutung wegen noch im Wortlaut abdrucken würden. Dieses Versprechen wollen wir heute einlösen.

Die Hoesch-Fertigbauweise, von der unser Bild ein Beispiel aus der Siedlung in Altenessen zeigt, wurde nicht nur entwickelt, um neue Absatzgebiete für unsere Erzeugnisse zu erschließen. Um sie in größerem Zusammenhang zu sehen, geben wir zwei weiteren Kennern der Materie das Wort:

Professor Fritz Jaenecke, unseren Lesern als

schwedischer Architekt der Wilhelm-Hansmann-Siedlung in Dortmund-Wambel schon bekannt, zeigt in seinem Beitrag für WERK UND WIR die Entwicklung der Fertigbauweise, ausgehend von den lange zurückliegenden Experimenten in Schweden, und stellt die Vorteile der Produktion von Fertigteilen und deren schnelle und kostensparende Montage dem herkömmlichen Ziegelbau gegenüber.

Dr. Gerhard Weisser, Professor für Sozialpolitik an der Universität Köln, untersucht in seinem Aufsatz die Zusammenhänge von Wohnungsbau und Wirtschaftspolitik. Er setzt sich nicht nur mit den außergewöhnlichen Aufgaben der Jahre des Wiederaufbaus nach den Zerstörungen des Krieges und dem segensreichen Wirken gemeinnütziger Wohnungsbaugesellschaften auseinander, sondern gibt auch einen Ausblick auf zukünftige Wege und bleibende Aufgaben.

Hoesch Fertigbau hat sich bewährt



Von
Dr. Paul Hans Weimar

Geschäftsführer der
Wohnungsbaugesell-
schaft
„Heim und Scholle“

Überbeschäftigung im Baugewerbe, Mangel an Arbeitskräften, steigende Löhne und wachsende Bauzeiten führen zu unerträglichen Baukosten. Daraus ergeben sich kaum noch tragbare Mieten. Einige Zahlen geben von dieser Entwicklung ein eindrucksvolles Bild; sie sind den „Wohnungswirtschaftlichen Informationen“ des Gesamtverbandes gemeinnütziger Wohnungsunternehmen entnommen.

Von 1953 bis 1961 blieb das jährliche Gesamtbauvolumen (fertiggestellte und begonnene Wohnungen) der gemeinnützigen Wohnungsunternehmen mit rund 350000 Wohnungseinheiten fast gleich. Im Jahre 1953 wurden insgesamt 204021 Wohnungseinheiten fertiggestellt. Davon waren 128578 Wohnungseinheiten aus dem Bauüberhang des Jahres 1952. Von den 1953 begonnenen Wohnungen wurden 75443 im Jahre 1953 fertiggestellt. Im Jahre 1961 wurden nur noch 150927 Wohnungseinheiten fertiggestellt, obwohl der Bauüberhang aus dem Jahre 1960 185611 Wohnungseinheiten betrug, das heißt, 34684 Wohnungseinheiten aus dem Jahre 1960 konnten im Laufe des Jahres 1961 nicht fertiggestellt werden. Der Bauüberhang aus dem Jahre 1961 zum Jahr 1962 betrug 200778 Wohnungseinheiten und hat damit den höchsten Stand erreicht. Die vorliegenden Zahlen für das erste Quartal 1962 lassen erkennen, daß die Entwicklung in dieser Richtung weitergeht. Hierin kommen die steigenden Bauzeiten ganz klar zum Ausdruck.

	Fertig- gestellte Woh- nungen WE	Bau- überhang aus dem Vorjahr WE	Von den im Jahr begonnenen Wohnungen wurden fertiggestellt WE
1953	204 021	128 578	75 443
1954	196 328	148 301	48 027
1955	170 546	151 270	19 276
1956	186 065	171 686	14 379
1957	173 676	159 137	14 539
1958	159 721	152 082	7 639
1959	176 751	174 827	1 924
1960	158 239	174 355	16 116
1961	150 927	185 611	34 684

Auch der Bericht des Verbandes rheinischer Wohnungsunternehmen für das Geschäftsjahr 1961 gibt für den rheinischen Verbands-

bereich ähnliche Zahlen; er bemerkt dazu, daß hieraus in geradezu erschreckender Weise klar werde, wie sich die Bauzeiten verlängert haben und stellt fest, daß die Leistungen eines Wohnungsunternehmens nicht mehr nach der Zahl der fertiggestellten Wohnungen beurteilt werden können.

Baukosten stiegen sprunghaft

Der Bericht beschäftigt sich weiter mit den steigenden Baupreisen. Von 1949 bis 1961 sind die ermittelten Durchschnittskosten einer Wohnungseinheit von 9000 DM auf 32100 DM gestiegen. In den Jahren 1950 bis 1960 haben sich die Kosten etwa zwischen 1000 DM bis 2000 DM je Wohnungseinheit erhöht, dagegen 1961 gegenüber 1960 um fast 5000 DM. Der Bericht spricht von einer sprunghaften Preisentwicklung, die durch die zunehmende Nachfrage ausgelöst sei und nach 1959 sichtbar begonnen habe.

Hierzu ist weiter zu bemerken, daß die Baupreise in den ersten vier Monaten dieses Jahres weiter kräftig angezogen haben. In diesen steigenden Baukosten kommt sicherlich auch die im Laufe der Jahre vorgenommene bessere Ausstattung der Wohnungen und die zunehmende Wohnungsgröße zum Ausdruck. Es besteht aber gar kein Zweifel darüber, daß die eben dargestellte sprunghafte Preisentwicklung in der Hauptsache nicht hierauf zurückzuführen ist.

Die Fertigbauweise soll abhelfen

In dem Bemühen, durch Rationalisierung des Bauvorgangs dem Mangel an Arbeitskräften und den steigenden Baukosten und Mieten zu begegnen, wurden Fertigbauweisen entwickelt. Die Fertigbauweisen verschiedenster Art erstreben, durch industrielle Fertigung von Bauelementen in großen Serien den Lohnanteil an der Fertigung der Elemente herunterzudrücken, durch Montage an der Baustelle Arbeitskräfte zu sparen und die Bauzeiten abzukürzen.

Dieses Ziel einer industriellen statt einer handwerklichen Herstellung von Häusern ist nur erreichbar bei einem guten Zusammenspiel zwischen kontinuierlicher Fertigung und reibungslosem Transport zur Baustelle. Das setzt eine sorgfältige Planung des Bauablaufs voraus. Vor Baubeginn müssen sämtliche Planungen abgeschlossen sein. Alle Zeichnungen müssen vorliegen. Alle Leistungen des Rohbaus und des Ausbaus müssen in genauen Beschreibungen festgelegt sein, damit alle Beteiligten klare und eindeutige Aufträge erhalten können. Zwangsläufig ist bei einer industriellen Fertigung von Häusern eine eingehendere Planung und bessere Vorbereitung nötig als bei der herkömmlichen Bauweise.

Der Entwicklungsaufwand lohnt

Mit Recht wird die Frage erhoben, ob es sich im jetzigen Zeitpunkt noch lohnt, Fertigbauweisen

zu entwickeln und einen entsprechenden Aufwand in solche Entwicklungsarbeiten zu stecken. Die Antwort kann nur ein eindeutiges Ja sein. Der augenblickliche Wohnungsfehlbestand beträgt mindestens eine Million Wohnungseinheiten. Der jährliche Zuwachsbedarf ist dabei mit 200000 Wohnungseinheiten anzusetzen. Nicht hierin enthalten sind Ersatzbauten für überalterte Wohnungen oder Städte-sanierungen.

In einer Studie des IFO-Instituts für Wirtschaftsforschung e.V., München, vom Januar 1962 wurde im Zusammenhang mit Abschreibungsproblemen die tendenzielle Verkürzung der Nutzungsdauer von Wohngebäuden erörtert. Dabei wird mit einer ganz erheblichen Steigerung des Bruttosozialprodukts und einer entsprechenden realen Einkommenssteigerung im nächsten Jahrzehnt und darüber hinaus gerechnet. Eine solche Einkommenssteigerung wird mit Sicherheit zu steigenden Wohnungsansprüchen führen. Ansätze hierzu sind eindeutig schon heute im Rahmen unserer Wohnungswirtschaft bei der Vergabe von Wohnungen zu erkennen.

Die Deckung eines solchen Wohnungsbedarfs kann bei den geschilderten Verhältnissen der Bauwirtschaft nicht in der herkömmlichen Bauweise gelöst werden.

Eine Lösung der Schwierigkeiten ist nur möglich durch einen verstärkten Einsatz industrieller Wohnungsherstellung.

Die Bemühungen um Fertigbauweisen sind im Ausland stärker vorangetrieben worden als in Deutschland, vor allem in Frankreich und Schweden. Dabei ist zu berücksichtigen, daß im Ausland das Ausmaß der im Krieg zerstörten Wohnungen geringer war als in Deutschland. Während praktisch alle Wohngebiete Deutschlands nach dem Kriege wiederaufgebaut werden mußten, war der Bedarf an einzelnen Schwerpunkten die Aufgabe für den Wiederaufbau in den anderen Ländern. Es liegt auf der Hand, daß die Entwicklung von Fertigbauweisen in diesen Fällen leichter möglich war als bei uns. So betrug bisher der Anteil der Fertighäuser in der Bundesrepublik jährlich nur etwa 3000 Häuser = 0,5 v. H. der Wohnungsproduktion.

Die deutsche Fertigung holt auf

Wenden wir uns nun der Frage zu, welche Bemühungen um Fertigbauweisen in Deutschland vorliegen.

In erster Linie sind kleinere Einzelelemente zum fertigen Einbau im Rahmen der traditionellen Bauart entwickelt worden. Sie haben zweifellos ihre große Bedeutung, ohne jedoch das Problem einer industriellen Fertigung von Wohnhäusern zu lösen.

Ein wesentlicher Beitrag auf diesem Gebiet dürfte das Hoesch-Tektal-Dach bedeuten, dessen Wert – abgesehen von einer schnellen Montage – vor allem in seiner Wasser- und Staubsichtigkeit liegt.

Für Ein- bis Zweifamilienhäuser sind unter Verwendung von Holz, Kunststoffen und Metallen Fertigteile entwickelt, die in kurzer Zeit montiert werden können. Es handelt sich dabei um ausgesprochene Leichtbauweisen, die in Fabriken hergestellt werden. Wesentlich erscheinen die Methoden zur Herstellung von Großbauteilen, entweder im Wege der Feldfertigung oder der Fabrikfertigung.

Produktion an der Baustelle

Bei der Feldfertigung werden – soweit als möglich – die Bauteile unmittelbar an der Baustelle hergestellt. Der große Vorteil ist der Fortfall von

Schwertransporten von Großteilen. Immerhin sind nicht unerhebliche Investitionen für die Schaffung transportabler Feldfertigungsanlagen notwendig; sie lohnen sich nur bei einer gesicherten Ausnutzung der Anlagen und einer gewissen Mindestgröße des Bauobjekts. Die stationäre Herstellung von Großbauteilen hat gegenüber der Feldfertigung den Vorteil besserer Planung und Einrichtung der Produktionsstätte. Außerdem ist die gleichbleibende Qualität der Produkte in einer Fabrik besser gewährleistet als in einer Produktionsstätte, die stark von den örtlichen Gegebenheiten der Baustelle abhängt. Für eine solche stationäre Fabrik mit einer Kapazität von etwa 1000 Wohnungseinheiten im Jahr ist mit Anlagekosten von 6 bis 8 Millionen DM zu rechnen. Eine solche Investition werden private Unternehmer nur vornehmen können, wenn eine gewisse Absatzgarantie für mindestens fünf bis sechs Jahre in Höhe der Kapazität gegeben ist. Der wirtschaftliche Aktionsradius solcher Fabriken beträgt bis zu fünfzig Kilometer vom Standort. Es treten nämlich sehr schwierige Probleme für Schwertransporte auf, da die einzelnen Großelemente bis zu acht Tonnen wiegen. Die Transportschwierigkeiten für derartige Lasten bestehen nicht nur für den Transport von der Fabrik zur Baustelle, sondern gleichermaßen auch an der Baustelle für das Verbringen an den Einbauort. Gleichwohl sind mit dieser Bauweise schon beachtliche Erfolge erzielt worden, vor allen Dingen im Hinblick auf die Einsparung

▼ In Dortmund-Bellwinkelhof wuchs diese Siedlung in Hoesch-Fertigbauweise für Belegschaftsmitglieder der Westfalenhütte. In zwei Bauabschnitten entstanden 148 Wohnungseinheiten in dreigeschossigen Doppel- und Reihenhäusern



von Arbeitskräften und Verkürzung der Bauzeiten. Der weitere Vorteil liegt darin, daß verhältnismäßig nur wenige Bauteile an der Baustelle zusammengesetzt sind, nämlich zwischen 15 bis 30 Teilen. Ein Nachteil einer solchen Fertigung von Großteilen liegt auf einem Gebiet, das in Deutschland eine große Rolle spielt. Für die individuelle Gestaltung solcher Art hergestellter Wohnungen bleibt geringer Spielraum.

Wirtschaftlich dürften diese Fertigbauweisen noch um zehn bis zwanzig Prozent über den Kosten der Normalbauweise liegen. Es ist aber in Zukunft durchaus mit einer Kostensenkung

auf die Kosten der normalen Bauweise und darunter zu rechnen.

Die Hoesch-Fertigbauweise

Alle Fertigbauweisen – auch die Hoesch-Bauweise, die wir nun betrachten wollen – verlangen leider immer noch in erheblichem Umfang das Ausbaugewerbe. Hier sind die Engpässe an Arbeitskräften besonders empfindlich. Ein guter Schritt zum Ziele, Rohbau- und Ausbauarbeiten soweit wie möglich in einem Arbeitsvorgang durchzuführen, ist der auf der letzten hannoverschen Messe gezeigte Hoesch-Bungalow.

Die Hoesch-Bauweise hat – wie sie an der Bischoffstraße in Altenessen neben verschiedenen anderen Baustellen in Ausführung ist – gegenüber den anderen Fertigbauweisen den großen Vorteil, daß sie keine Neuerrichtung von Produktionsstätten erfordert. Für die Herstellung und Herrichtung der Stahlgerüste stehen die Hoesch-Werke in Hohenlimburg und Hiltrup zur Verfügung. Platten und Steine zur Herstellung der Außenwände, Innenwände, Decken und so weiter können auf dem Markt beschafft werden. Die Hoesch-Bauweise erfordert damit zu ihrer wirtschaftlichen Durchführung eine geringere Zahl von Wohnungseinheiten bei einem Bauobjekt als andere Fertigbauweisen.

Alle Teile wurden leichter

Es handelt sich im Gegensatz zur Herstellung von Wohnungen aus Betonelementen um eine Leichtbauweise. Das Gewicht eines Hauses in Hoesch-Bauweise beträgt knapp 50 v.H. eines gleich großen Hauses in Normalausführung. Damit verringern sich erheblich die Aufgaben des Transports in waagerechter wie senk-

erprobt. Es konnten viele neue Einsichten gewonnen werden. Diese Erfahrungen sind für die Zukunft wertvoll. Die Wirtschaftlichkeit der Hoesch-Bauweise ist klar erwiesen.

Zufriedenstellende Erfahrungen

Welche Erfahrungen wurden bei dem Bauvorhaben Bischoffstraße mit der Hoesch-Bauweise gewonnen? Wie verhielt es sich mit der Zahl der Arbeitskräfte an der Baustelle und mit der Verkürzung der Bauzeiten?

Es kann festgestellt werden, daß an der Baustelle Bischoffstraße (für immerhin 252 Wohnungseinheiten in 42 Häusern) jeweils nicht mehr als fünfzig Arbeiter – unter Einschluß der Arbeiten für Aufschließung und Außenanlagen – beschäftigt waren. Bei normaler Bauweise hätten, um einen gleichen Baufortschritt zu erzielen, wie er erreicht wurde, ständig mindestens 130 und mehr Arbeiter beschäftigt werden müssen.

Eine Anlauf- und Lehrzeit

Sehr oft wurde und wird nach der Bauzeit des Bauvorhabens Bischoffstraße gefragt. Der inzwischen bezogene Block V (vier Häuser mit 24 Wohnungen) hat eine reine Bauzeit ab Kellerdecke von einem Jahr gehabt. Wenn man berücksichtigt, daß dieser Block V sozusagen für alle Gewerke und am Bau Beteiligten bis zu den Anstreichern ein Lehrbau war, darf man mit diesem Ergebnis durchaus zufrieden sein. Allein die Aufrichtung des Stahlgerüsts erforderte nicht ganz die doppelte Zeit, die vorkalkuliert war. Es ergaben sich vielfältige Probleme des Materialzuflusses, wie sie erst an einer Großbaustelle auftreten. Im Vergleich hierzu

rechter Richtung. Die Baustelleneinrichtung erfordert einen sehr geringen Aufwand. Leichte Aufzugsvorrichtungen, die an der Bischoffstraße entwickelt wurden, genügen. Auch bei der Hoesch-Bauweise sind zwar in vollem Umfang die vielfältigen Gewerke des Ausbaus nötig, doch können eine ganze Reihe dieser Gewerke bereits bei der Erstellung des Rohbaus eingesetzt werden.

Die Hoesch-Bauweise ist auf eine besonders gute Planung und Organisation sowie Bauvorbereitung angewiesen. An der Großbaustelle Bischoffstraße in Essen wurden eine Reihe von technischen Fragen und Aufbauprinzipien neu

wird der Block VI in genau der gleichen Größenordnung eine reine Bauzeit von rund sieben Monaten haben. Hier wurden zum Beispiel die vorkalkulierten Zeiten für die Aufstellung des Stahlgerüsts erheblich unterschritten. Das gleiche gilt für die Anbringung der Außenplatten, der Deckenplatten, der Giebelwände und der Treppenhauswände, für die ganze fünfzehn Arbeitstage gebraucht wurden.

Die technischen Möglichkeiten der Hoesch-Bauweise konnten nicht sogleich in Erscheinung treten. Es war eine Anlauf- und Lehrzeit notwendig. Für Planung und Bauvorbereitung stand nur sehr geringe Zeit zur Verfügung, und

schließlich hat der Wettergott sich nicht von der gnädigen Seite gezeigt.

Die Erfahrungen an der Baustelle Bischoffstraße lassen sich wie folgt zusammenfassen: Der augenblickliche Entwicklungsstand der Hoesch-Bauweise ermöglicht es, schöne Wohnungen mit hohem Gebrauchswert zu erstellen. Eine Weiterentwicklung mit dem Ziel einer Vereinfachung des Bauablaufs ist möglich und notwendig. Hierüber werden noch Vorschläge zu gegebener Zeit nach Abschluß der Arbeiten den interessierten Stellen vorgelegt werden. Auch gewisse andere Wünsche im Hinblick auf eine weitere Steigerung des Wohnwertes lassen sich noch lösen. Hierbei ist zum Beispiel an die Anbringung von Rolläden zumindest bei den Erdgeschoßwohnungen zu denken. Die Hoesch-Bauweise ist ein erfolgreicher und geglückter Schritt in das Neuland der Fertigbauweisen.

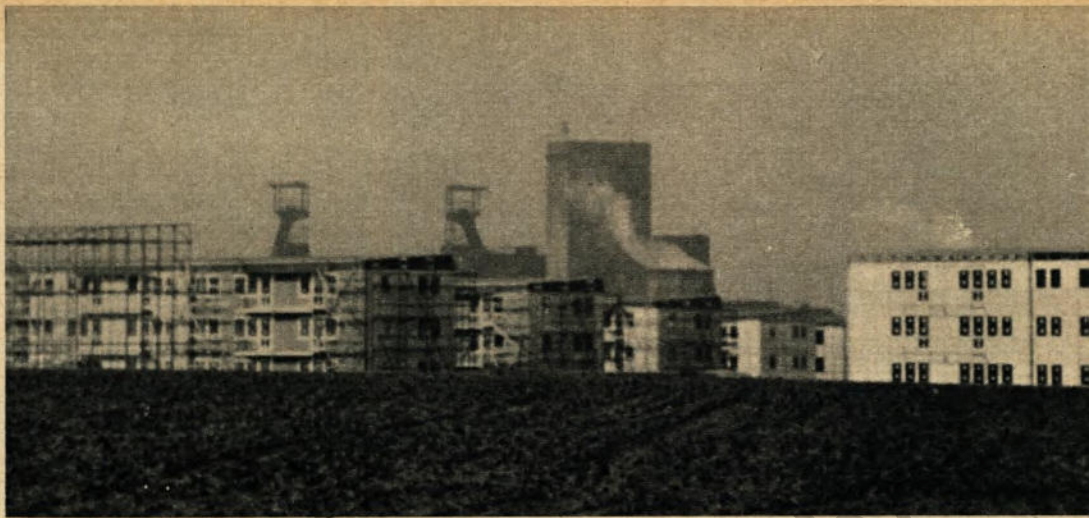
Die Baustelle Bischoffstraße

Zum Schluß seien noch einige Bemerkungen über den bisherigen Ablauf der Baustelle Bischoffstraße gemacht:

Mit den ersten Planungsarbeiten konnte erst Anfang Juli 1960 begonnen werden. Städtebauliche Notwendigkeiten erforderten die Aufstellung eines Gesamtbebauungsplanes für 600 Wohnungseinheiten, eine Kirche, zwei Schulen, ein Waschhaus, Läden und Garagenhof. Im Dezember 1960 wurde bereits bei ungünstigsten Witterungsverhältnissen mit den ersten Erdbewegungen begonnen. Die Aufschließungsarbeiten mußten mit vielen Planungs- und Vorbereitungsarbeiten parallel laufen. Die für die Bauvorhaben in Dortmund vorliegenden Pläne und Zeichnungen mußten sämtlich überarbeitet und neu angefertigt werden, da die Vorhaben in Dortmund am Bellwinkelhof in bergfreiem Gelände zu stehen kamen, während die Häuser an der Bischoffstraße im Bergsenkungsgebiet gebaut werden. Es wurden besonders sorgfältige Sicherungsmaßnahmen gegen Bergschäden getroffen. Auch die Baupolizei hatte hinsichtlich der Konstruktion besondere Wünsche, die berücksichtigt werden mußten. Teilbauscheine für die Ausschachtung und Errichtung von Kellermauerwerken wurden für zwölf Häuser am 28. Februar 1961, für die restlichen dreißig Häuser am 18. Mai 1961 erteilt. Der Hauptbauschein trägt das Datum vom 21. Juni 1961. Mit der Erteilung des Hauptbauscheines wurde sofort mit der Aufrichtung der Stahlgerüste an zwei Blöcken mit je vier Häusern begonnen.

Einige Zahlen mögen den Umfang der Aufschließungsarbeiten erläutern: Die Gesamtgrundstücksfläche, auf der die Häuser errichtet werden, beträgt 41854 Quadratmeter. Hiervon werden in Anspruch genommen für die Fahrbahnfläche 2700 Quadratmeter, für Einstellflächen für Kraftfahrzeuge 1700 Quadratmeter, für Bürgersteige 2820 Quadratmeter, für Hauszugangswege 1750 Quadratmeter.

Die Länge der für die Bauzeit besonders zu schaffenden Bastraßen beträgt 1080 laufende Meter. Für die Wasserversorgung sind außerhalb der Häuser Leitungen in einer Länge von 2330 Meter verlegt, für die Stromversorgung außerhalb der Häuser 1900 laufende Meter Kabel. Die Länge der zum Teil bis drei Meter Tiefe verlegten Kanalleitungen beträgt 1595 Meter, und zwar für Straßensammelkanäle, Hausanschlußsammelleitungen und Hausanschlußleitungen. Außerdem sind bisher zum Ausgleich von Geländeunterschieden 16000 Kubikmeter Haldenmassen von der Halde Heinrich angefahren. Die Anlage der Baustraßen erforderte 2800 Tonnen Baggerschlacke.



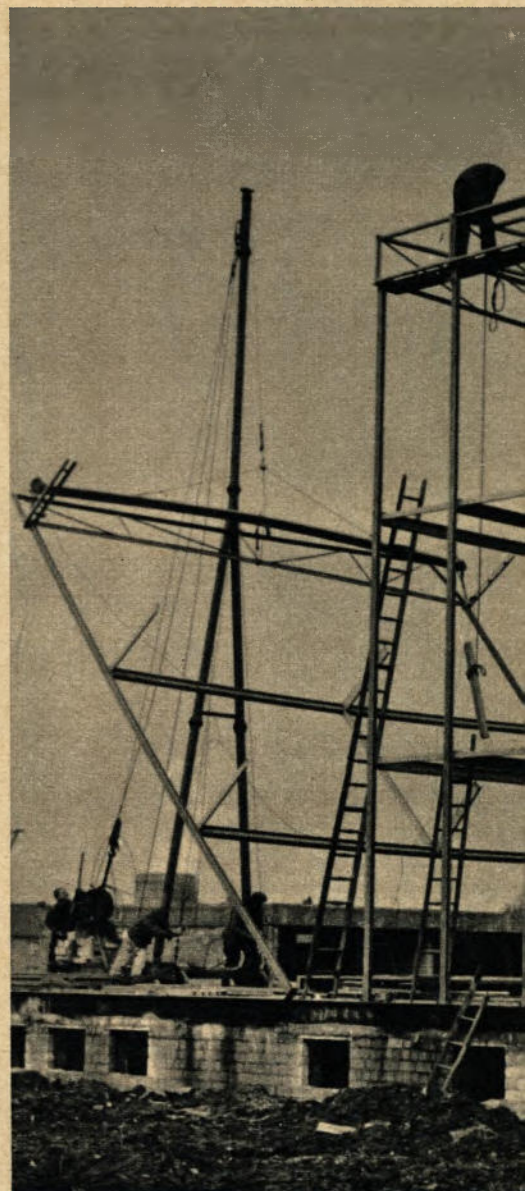
9

Schnappschüsse vom Hoesch-Fertig



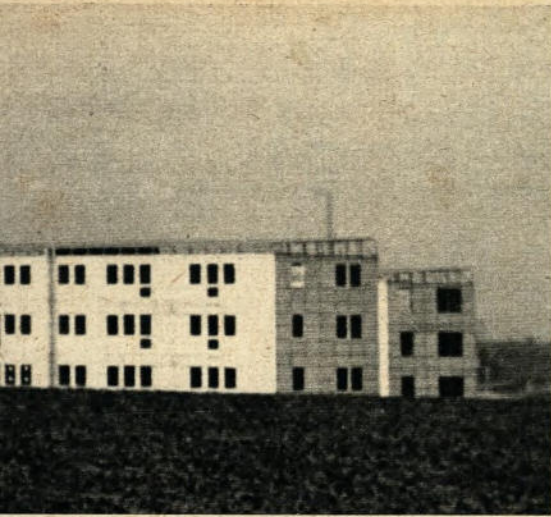
1

1. Auch beim Hoesch-Fertighausbau steht am Anfang der Bau des Kellergeschosses. Unser Bild zeigt einen der auf dem Kellergeschoß befestigten Randträger aus Stahl, auf dem im zweiten Bauabschnitt das Stahlskelett des Hauses aufgerichtet wird

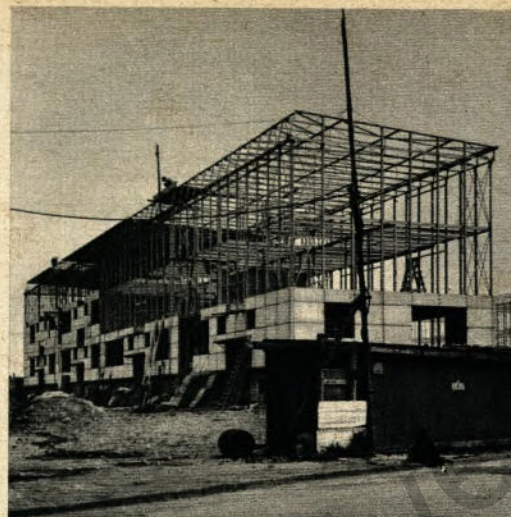
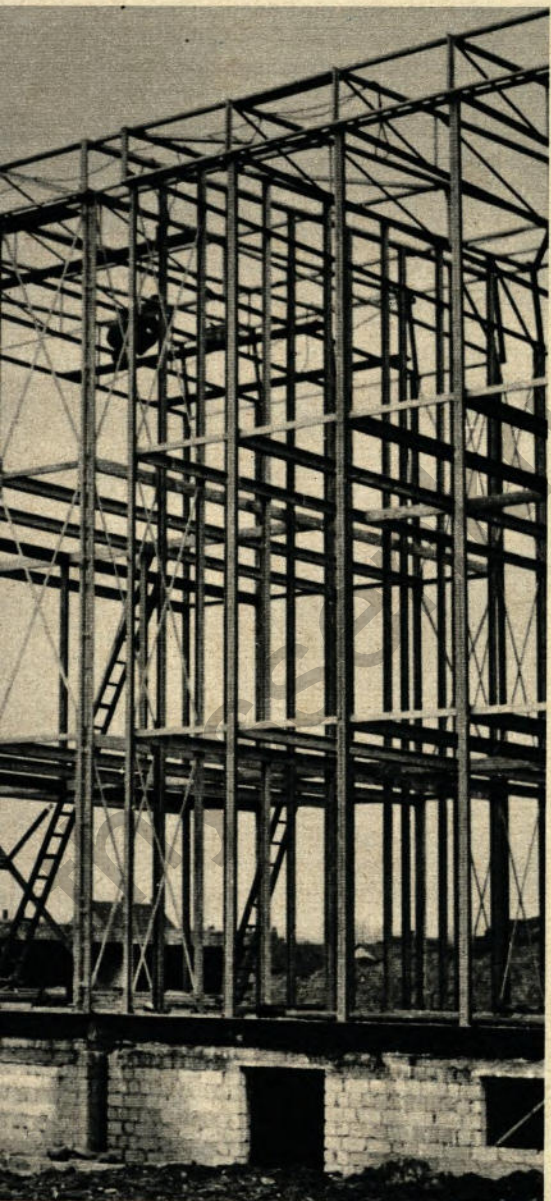


2

2. Schon während des Kellergeschoßbaus haben unsere Stahlbauer vom Werk Hiltrup die Einzelteile der feuerverzinkten - und damit vorzüglich gegen Rost geschützten - Stahlkonstruktion zusammengeschrubt. Nun richten sie in kürzester Frist Quertragwerk nach Quertragwerk auf

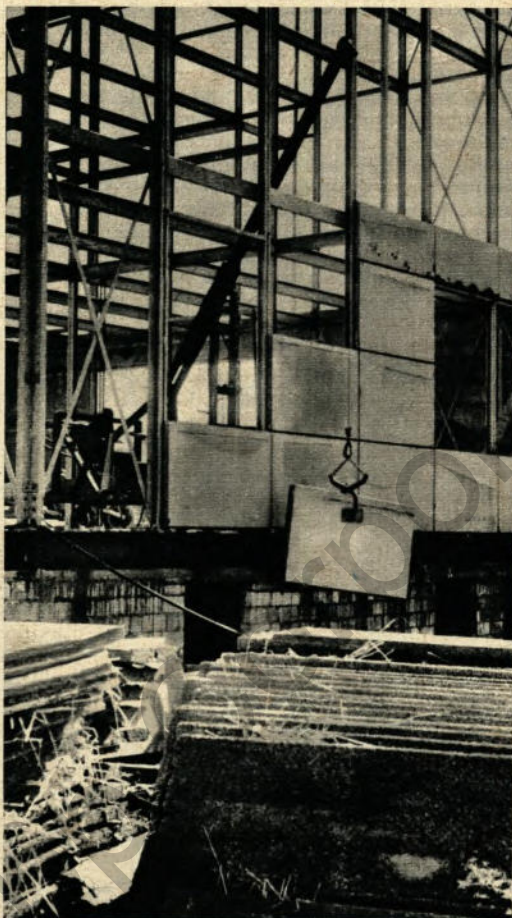


hausbau



3

3. Wenn das Stahlskelett ausgerichtet ist, beginnen der Einbau der Heizrohre und die Montage der Außenwandelemente, der Deckenplatten, der Mittellängswände aus Bimsbeton sowie der Treppenhaus- und Wohnungstrennwände aus Leichthohlblocksteinen. Unser Bild zeigt, daß sofort nach dem fertiggestellten Erdgeschoß die Dachhaut aus Platal, dem Hoesch-Verbundwerkstoff aus Stahl und Kunststoff, aufgebracht wird, so daß alle übrigen Geschosse im Trockenen gebaut werden können

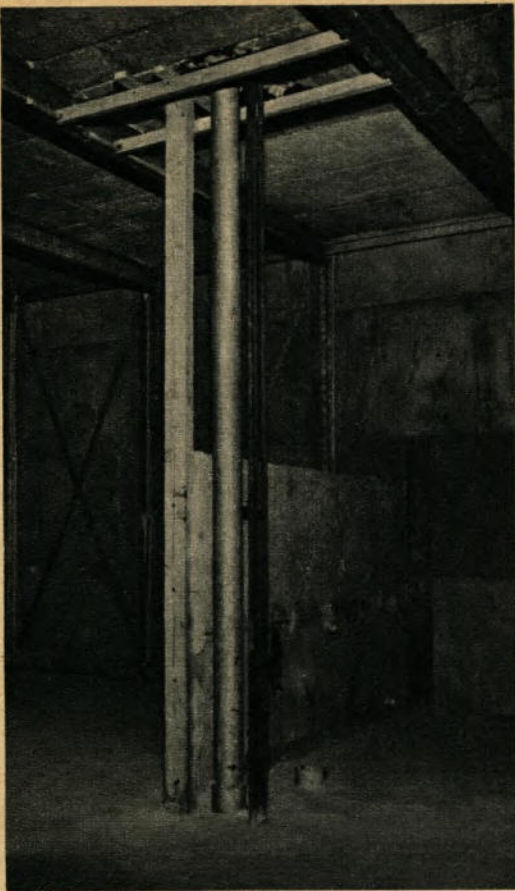


4. Ein leichter Deckenkrane reicht aus, um die Außenwandelemente – zwölf Zentimeter starke Durisol-Platten mit vorgefertigtem Putz – zu bewegen. Alle Bauteile werden mit einem Bitumen-Mörtel – also trocken – vermörtelt (ausgenommen die mit wasserarmem Beton verfüllten Hohlsteine und die zu einer durchlaufenden Platte vereinten Deckenplatten). Diese Bauweise bewirkt, daß im Hoesch-Fertighaus gegenüber einem in üblicher Bauart hergestellten gleichgroßen Haus achtzehnmal weniger Wasser „eingebaut“ wird: der Mieter findet beim Einzug in ein Hoesch-Fertighaus trockene und gesunde Wohnungen vor!

5. Hier noch ein Blick auf das Verlegen der Deckenplatten, die mit einer Sackkarre an Ort und Stelle gefahren werden



5



6. Auf die eben beschriebenen Montagearbeiten folgt der Einbau der Fertigteiltreppen und -geländer, der Fenstergruppen, der stählernen Türzargen, der geschoßhohen Hauptabwasser- und Wasserleitungen und der Installationswände mit den Anschlüssen für Küche und Bad

7. Werden die Fenster verglast, wird zugleich ein leichtes Malergerüst aufgestellt, von dem aus Regenwasserrinnen, Fallrohre und die Dachseiten-Verkleidungen angebracht werden. Danach werden die Plattenfugen gedichtet und die Außenwände gestrichen. Die Wärmedämmung der zwölf Zentimeter starken Außenwände entspricht einem Vollziegelmauerwerk von 81 Zentimeter Stärke!

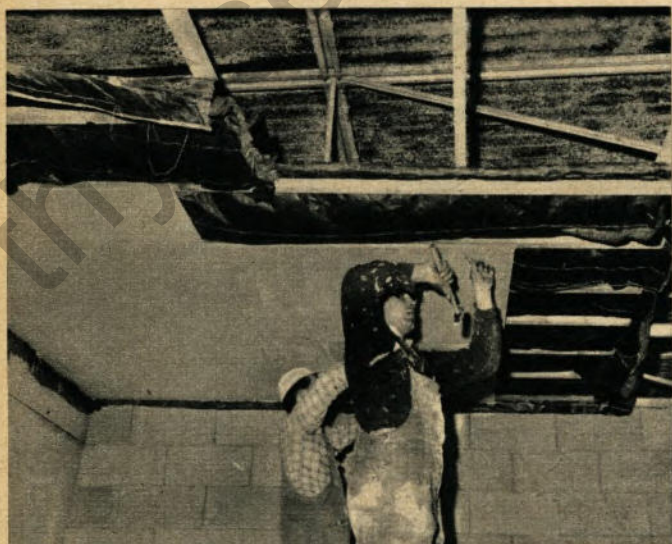
8. Im Innern des Hauses sind nun auch die schwimmenden Estriche fertig, so daß mit dem Verputzen begonnen werden kann. Auch hier wird kein nasser Mörtel, sondern Trockenputz verwendet, der aus vorgefertigten Gipskartonplatten besteht, die an die Deckenleisten genagelt werden. Deutlich sichtbar ist auf unserem Bild auch die im obersten Stockwerk unter dem Dachraum angebrachte Wärmedämmung

9. Hier werden die Gipsplatten mit Gipsmörtel an die Wohnungswand geklebt; zu gleicher Zeit werden die raumhohen vorgefertigten Innenwandelemente und die Heizkörper montiert. Nach dem „Verputzen“ ohne Wasser können die Zimmer selbstverständlich sofort gestrichen und tapeziert werden. Sind dann noch die vielerlei Randleisten angebracht, die Bodenbeläge verlegt und die Küchen- und Badeeinrichtungen montiert, steht dem Einzug des Mieters nichts mehr im Weg!

6



7



8



9

Vom Ziegelbau zum Fertigbau

Von Professor Fritz Jaenecke

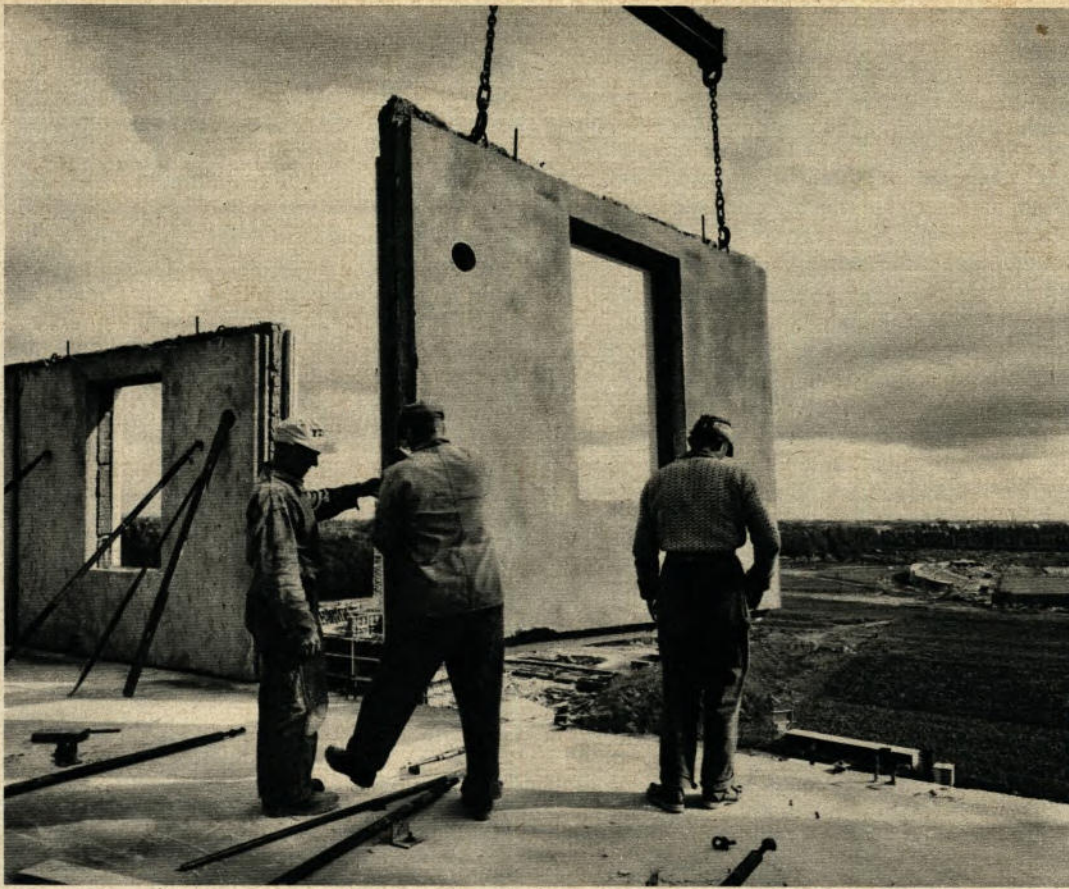
Die Verhältnisse auf dem Baumarkt haben den Ruf nach der Fertigbauweise immer lauter und dringender werden lassen. In der jüngsten Zeit beschäftigen sich in steigendem Umfang illustrierte Zeitschriften mit diesem Thema, um ihre Leser auf die kürzeren Bauzeiten und die günstige Preislage hinzuweisen. Selbst Leute, die beruflich mit Bauen und Bauten zu tun haben, glauben, in steigendem Umfang mit dem Zauberwort „Fertigbau“ all die Schwierigkeiten bannen zu können, die dem herkömmlichen Häuserbau heutzutage anhaften.

Braucht man nur auf den Knopf zu drücken und – wie die Autos, Radioapparate oder Taschenuhren – purzeln die fertigen Häuser oder Wohnungen aus der Häuserbaumaschine, reihen sich auf und brauchen nur noch an ihre rechte Stelle gesetzt zu werden? – Leider ist das jedoch so einfach nicht.

Der gute alte Ziegelstein

Bei der traditionellen Bauweise, wie sie seit den alten Ägyptern gepflegt wird, ist der Ziegelstein mit seinen normalen Abmessungen das wichtigste Baumaterial. Die Abmessungen dieses Ziegelsteines sind durch das menschliche Lei-

► Professor Fritz Jaenecke, der seit dem Sommersemester 1962 den Lehrstuhl für Wohnungsbau an der Technischen Hochschule Aachen innehat und dort schon seit 1959 als Gastprofessor tätig war, hat seit 1937 seinen Wohnsitz in Malmö und wurde 1943 schwedischer Staatsbürger. Als seine Arbeiten über schwedischen Städtebau und das Städtebaugesetz weiter Anerkennung gefunden hatten, häuften sich die Aufträge im Wohnungsbau. Nach Architektenwettbewerben baute er Schulen, ein Stadthaus, eine Kirche, das Stadion in Göteborg und schließlich auch das Stadion in Malmö für die Fußballweltmeisterschaft 1958. Da Professor Jaenecke auf dem Gebiet der Mechanisierung des Wohnungsbaus hervortrat, waren wir für seinen Beitrag zu unserem Themenkreis besonders dankbar. Unser Bild zeigt ihn im Gespräch mit Dr. Koch vom Vorstand der Hoesch AG und dem Dortmunder Oberbürgermeister Keuning beim Richtfest der von ihm entworfenen Wilhelm-Hansmann-Siedlung in Dortmund-Wambel



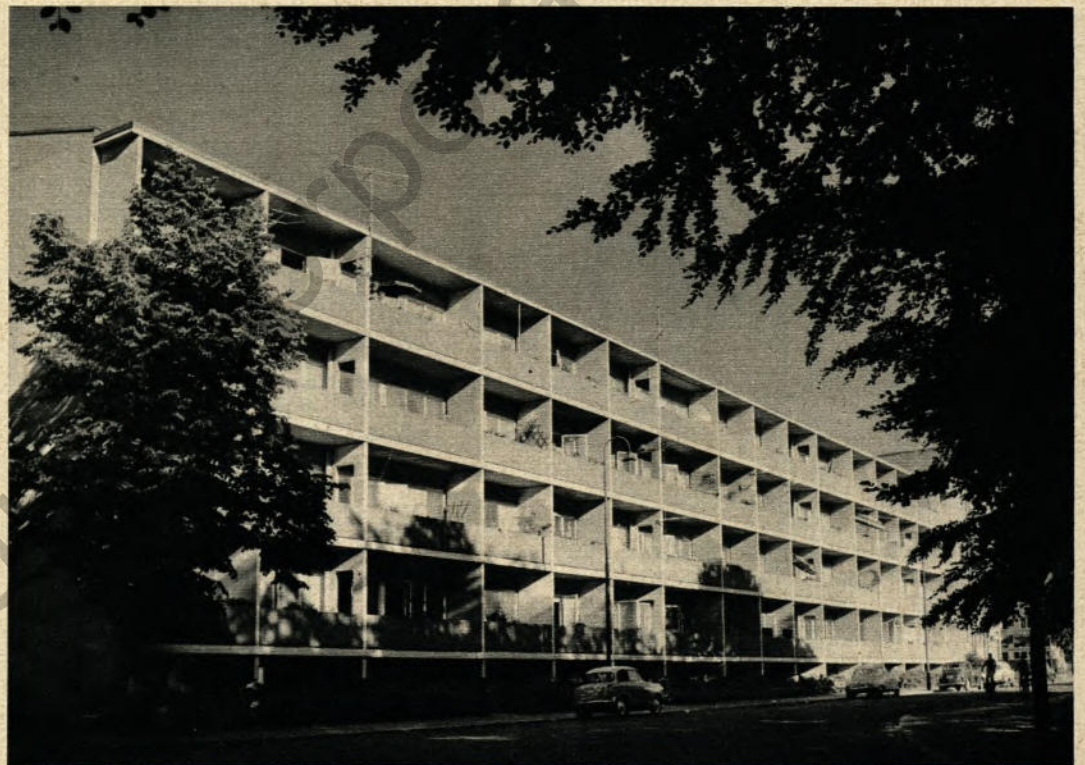
◀ In seinem Beitrag berichtet Professor Jaenecke von der Entwicklung der Fertigbauweise in Schweden. Dieses Bild von der Montage der Außenwandelemente entstand beim Bau eines neugeschossigen Hochhauses. Die Wandteile werden durch Spezialeisen senkrecht ausgerichtet und gehalten

sten mit sich und große Risiken für Beschädigungen. Eine Tafel mit abgestoßener Ecke ist eben nicht mehr gut zu verwenden. – (Deshalb werden in vielen Fällen schon die Fenster eingesetzt, weil das leicht zerbrechliche Glas den Arbeiter zu größerer Vorsicht mahnt, und wenn wirklich eine Ecke abgestoßen wird, geht auch das Glas entzwei, und das Klirren des gesprengten Glases markiert den unachtsamen Arbeiter.) Eine weitere Schwierigkeit liegt im Zusammenbau der einzelnen Tafeln in den Fugen, denn während man bei traditionellem Bau Risse in der Decke und Sprünge in der Wand durchaus als normal empfindet, akzeptiert man die Fuge nicht beim Fertigbau, und auch die Außenfuge bildet ein großes technisches Problem. Es gibt natürlich modernes, elastisches Fugenmaterial, das seine Elastizität lange behält, aber es gibt eine Unmenge Fehlerquellen, und wir haben erlebt, daß in einer walddreichen Gegend in Schweden plötzlich die Bergfinken Geschmack an der Fugenmasse fanden und sie aufzehrten. Die dritte Schwierigkeit liegt in der Einplanung und im Einbau aller Leitungen, der elektrischen Leitungen, Telefon-, Wasser- und Abflußlei-

stungsvermögen bestimmt, das heißt, der Stein ist gerade so groß, daß der Maurer ihn mit einer Hand nehmen und versetzen kann, während die andere Hand die Kelle mit dem Mörtel handhabt. Die tägliche Arbeitsleistung des Maurers – durchschnittlich achthundert Steine am Tag – bestimmen auch den Arbeitsakt der herkömmlichen Bauarbeiten, und alle kennen den absurden Scherz: Wenn zehn Maurer ein Haus in zweihundert Tagen aufmauern, müßten hundert Maurer in zwanzig Tagen damit fertig werden und tausend in zwei. – Das geht natürlich nicht, obwohl eine gewisse Elastizität, bedingt durch gute oder schlechte Organisation, auch am Bau zu spüren ist.

Die ersten Wände aus Tafeln

Was heißt nun Fertigbauweise? Als die einfachste Vorstellung über die Fertigbauweise dürfte die gelten, daß man aus einzelnen Ziegelsteinen gemauerte Wände als Tafeln in einer Fabrik herstellt und das Haus aus solchen Tafeln zusammensetzt, statt aus vielen einzelnen Ziegelsteinen. Es gibt eine ganze Reihe von solchen Tafelbauweisen in Frankreich, Dänemark und Schweden.



Die Hoesch-Bauweise ist im Gegensatz dazu eine Leichtbauweise, wo das tragende System durch ein Stahlskelett gebildet wird. Alle Baustoffe sind und sollen hier möglichst leicht sein. Ein besonderer Vorteil der Hoesch-Bauweise liegt in der leichten Montage, die mit ganz einfachen Hilfsgeräten bewerkstelligt werden kann. Die verschiedenen Fertigbauweisen unterscheiden sich im wesentlichen in der Art, wie man die Platten und Bauteile ausrichtet, daß man sie immer schnell an ihren rechten Platz bekommt und exakt und sicher senkrecht oder waagerecht ausrichtet.

Die Fabrik, in der die Tafeln hergestellt werden, sollte am besten direkt an der Baustelle liegen oder nicht weit davon, und die Betontafel sollte von der Fabrik direkt dorthin transportiert werden, wo sie im Bau verbleiben soll. Jeder Transport, jede Umlagerung bringt hohe Ko-

▲ Fritz Jaenecke und Sten Samuelson sprachen von einem Experiment, als dieser Wohnblock mit 48 Zweizimmerwohnungen in Malmö gebaut wurde. Unter den Handwerkern, die die Fertigteile montierten und bis zum Einzug letzte Hand anlegten, waren keine Maurer und Putzer

tungen, Heizung und Lüftung. Eine Vielzahl von verschiedenen Gewerben müssen für die Fertigstellung eines solchen Wandteiles zusammenarbeiten – und die übliche Baustellenorganisation oder die Befugnisse einer Bauleitung reichen selten aus, um diese Zusammenarbeit effektiv durchzuführen und insbesondere auch die Verantwortung zu klären oder zu übernehmen. Denn wenn eins dieser Rohre oder eine Leitung nur ein wenig falsch ist, ist das ganze Element wertlos. Es gehört auch ein großes Maß von Überlegung, Organisation und Erfahrung dazu, um den rechten Ablauf von der





▲ Professor Fritz Jaenecke, der diesen Beitrag für **WERK UND WIR** schrieb, ist unseren Lesern kein Unbekannter mehr, denn er entwarf zusammen mit seinem schwedischen Landsmann Sten Samuelson die Wilhelm-Hansmann-Siedlung in Dortmund-Wambel, in die in diesem Jahr in vier neugeschossigen Hochhäusern und zweigeschossigen Reihenhäusern 259 Familien von Werksangehörigen einziehen konnten

Herstellung bis zur Montage zu planen und durchzuführen. Dazu ist eine radikale Neuorganisation der Baustellen notwendig. Der Hersteller von solchen Bauelementen kann nicht nur Betonarbeiter beschäftigen, sondern er muß auch Elektriker und Rohrleger und Transportarbeiter anstellen, die dirigieren und anleiten. Zwischen den verschiedenen Gewerben muß eine hervorragende Zusammenarbeit herrschen. Das geht nicht ohne Versuche und kostspielige Experimente ab.

Frühe Experimente in Schweden

Vor etwa zehn Jahren wurde in Malmö ein Experimenthaus aufgeführt, um alle Möglichkeiten zu untersuchen, wie man ohne Maurer und Putzer, nur mit angelernten Arbeitern ein Wohnhaus mit ganz normalen Zweizimmerwohnungen bauen kann. Mehr als eine Million wurden hier für Experimente ausgegeben. In einem Arbeitsteam, bestehend aus Ingenieuren, Architekten, Heizungstechnikern, Elektrikern, Hausverwaltern und Vertretern der Baubehörde, wurde in regelmäßigen Besprechungen der Ablauf der Arbeiten diskutiert und dabei alle Möglichkeiten zur Vereinfachung und Verbesserung der Arbeitsmethoden durchgesprochen.

Man entdeckte, daß man den unvoreingenommenen Arbeiter dazu erziehen kann, auf der Baustelle ebenso sorgfältig und maßrichtig zu arbeiten wie in einer Fabrikhalle. Die negative Form des Hauses, die sogenannte Schalung, wurde standardisiert und so stabil gebaut, daß man sie vielfach verwenden kann.

Schalungsformen von der ganzen Breite eines Zimmers wurden verwendet. Für die Decken wurden besondere Wagen gebaut, die den Grundriß des ganzen Zimmers überdeckten und als Schalung einfach in dieses Zimmer eingeschoben wurden. Als Schalungsmaterial werden wasserfest geleimte Sperrholzplatten

verwendet, die mit einem Spezialöl behandelt werden und etwa hundertmal verwendet werden können. Man befindet sich ja in Schweden, wo Holz ein natürlicher Baustoff ist.

Stahl oder Platal ist gut oder besser zu verwenden, wo diese Materialien produziert werden. Diese Methode gehört zu den wirtschaftlichsten Methoden, die elastisch genug sind, um für kleinere Bauobjekte, etwa dreihundert Wohnungen, oder sogar nur für ein oder zwei Studentenheime mit einigen hundert gleichgroßen Raumeinheiten verwendet werden zu können. Die meisten Fertigbauweisen fordern mehrere tausend gleichmäßige Wohnungen, zusammengesetzt aus so wenig Fertigteilen wie möglich, damit die Produktionsstätte, das heißt die Fertigteilfabrik, auf oder in der Nähe des Bauplatzes wirtschaftlich arbeiten kann.

Fertigteile direkt vom Lager

In Schweden, wo man seit etwa 25 Jahren den Wohnungsbau systematisch betreibt, hat sich auch auf Baustellen, wo man weitgehend traditionell und mit Ziegeln baut, der Einfluß der Montage- oder Fertigbauweisen bemerkbar gemacht. Man kauft Fertigteile wie Treppen, Balkonbrüstungen, man gießt fast überall Schwerbetondecken und Trennwände gegen glatte Sperrholzschalungen, so daß sie nicht verputzt zu werden brauchen, gießt die Leitungen ein, so daß die Stemmarbeiten wegfallen, und verwendet für nicht tragende Zwischenwände geschoßhohe Leichtbetonplatten, die fast fugenlos nebeneinander geklebt und nicht verputzt werden. Man kauft auch möglichst fertiggegossene, installierte und gekachelte Badezimmer, die im mehrgeschossigen Haus wie Kästen übereinander gestapelt werden und die komplizierte Installationsarbeit auf der Baustelle unnötig macht. Solche Fertigteile kauft man als Standardelemente direkt vom Lager.

Eine Installationseinheit, die alle für ein Einfamilienhaus notwendigen Dinge enthält, die zentrale Heizung, eine fertig eingerichtete Küche, die Waschküche mit Trockenschrank, die Toilette und das Badezimmer, das Herz des Hauses, wird am laufenden Band in einer Fabrik in der Nähe von Malmö hergestellt und auf der Baustelle auf einem vorgesehenen Fundament montiert, so daß die Villa dann ganz nach Wunsch „drumherum gebaut“ werden kann.

„Im Dutzend billiger“

Und damit sind wir bei den Einfamilienhäusern angelangt, die ein besonderes Kapitel bei den Fertigbauweisen ausmachen. Eine viel gelesene Wochenillustrierte hat in der letzten Zeit eine Reihe von solchen Fertighäusern beschrieben. Solche Veröffentlichungen, illustriert mit verführerischen Bildern, lassen die Herzen höher schlagen, denn wer wünscht sich nicht ein hübsches Haus mit kleinem Garten – „noch dazu so billig“.

Die meisten Leser aber haben sicher die kleine Notiz übersehen, daß der angegebene Preis nur höchstens zwei Drittel der Gesamtkosten ausmacht, und hinzu kommt noch der Preis für das Grundstück und die Kosten für die Erschließung. Allein der Anschluß an die Versorgungsleitungen kostet in der Regel 15000 DM.

Die meisten der bisher angebotenen Fertighäuser sind Montagebauten aus leichtem Material, vom Holz bis zum Metall, wie zum Beispiel der Hoesch-Bungalow aus Platal, dem kunststoffbeschichteten Stahl. Wenn so ein Haus aus Holz ist, ist besondere Vorsicht geboten bei den „Naßräumen“ wie Küche, Bad und Waschküche, denn Holz und Wasser vertragen sich nicht auf die Dauer. Zum wirtschaft-

lichen Effekt kommen diese Einfamilienfertighäuser jedoch erst, wenn sie als Reihen oder in Gruppen aufgeführt werden können, weil sich dann erst Vereinfachungen und Verbilligungen von der Erschließung der Grundstücke bis zum Richtfest bemerkbar machen.

An sich sind ja diese Fertighäuser keine ganz neue Erfindung, und Holzhäuser hat man in Schweden schon immer nach dem Katalog bestellen können. Auch in Deutschland gibt es seit Jahren eine ganze Reihe von Firmen, die Holzhäuser als Fertighäuser anbieten und verkaufen.

Ganze Zimmer werden montiert

Überall da, wo eine Reihe von gleichmäßigen Elementen, Bauteilen, Wohnungen oder Häusern herzustellen sind, ist natürlich zu überlegen, was man mechanisch produzieren kann, wie man die reine handwerkliche Arbeit, die immer teurer wird, reduzieren kann. Die neuen Baumaterialien und besonders die neuen Isolierstoffe, angefangen von der Glaswolle bis zum Schaumplast, machen es möglich, bessere Resultate bei der Wärmedämmung zu erreichen als mit dem Ziegel.

Der Kran ist das moderne Transportmittel auf der Baustelle, und die Hubkraft und Reichweite dieses Krans bestimmen die Größe und die Einsatzmöglichkeit der Bauelemente. Noch ist es ganz unmöglich, unter der Vielzahl der Fertigbauweisen die herauszugreifen, die die beste sein wird. Es zeichnet sich aber eine gewisse Entwicklung ab, daß die Elemente immer größer und immer schwerer werden und daß man mit fertigen Zellen, also mit fertigen Badezimmern oder fertigen Raumzellen, am weitesten kommt.

Beim Häuserbau muß man berücksichtigen, daß es sich um große Materialmassen, um gewaltige Quantitäten handelt, daß die Produktionsziffern in einer Fabrikhalle für Fertigteile niemals solche Höhen erreichen können wie etwa in der Autofabrikation. Dreihundert bis fünfhundert Zellen oder Einheiten als Jahresproduktion sind ein durchschnittliches Maß für eine mittlere Fabrikhalle, und für die Anlage einer solchen Fabrik sind sicher fünf bis sechs Millionen DM zu investieren. Also auch damit wird man nicht über Nacht den Baumarkt revolutionieren können, sondern neue Arbeitsmethoden und neue Produktionsmethoden müssen langsam entwickelt und ausgebaut werden.

Die Entwicklung geht weiter

Zunächst muß man sich auch weitere Versuche etwas kosten lassen, denn ohne Erfahrung, oft sehr kostspielige Erfahrung, wird man nicht eines Tages billige und gute Häuser oder Wohnungen bauen können. Zunächst sind alle neuen Methoden teurer als die gute alte Bauweise. Der Einsatz der Maschinen, das in den neuen Produktionsmitteln investierte Kapital wird erst im Laufe der Zeit Zinsen bringen. Erst wenn genügend Maschinen eingesetzt werden, erst wenn die Bauindustrie ungefähr im Gleichklang arbeitet mit den anderen Produktionsgebieten unseres weitgehend industrialisierten Zeitalters, erst dann wird man wieder frei eine Wohnung wählen können, wie man jetzt unter verschiedenen Automarken oder Radioapparaten das auswählt, was einem gefällt. Erst dann haben wir etwas von unserer persönlichen Freiheit auf diesem Gebiete wiedergewonnen.

► In unserer Siedlung in Altenessen verbindet sich die klare Form mit der Zweckmäßigkeit. Das geht bis zum Blumenschmuck, unter dem sich – wie auf unserem Bild – die Mülleimer verbergen



Der Wohnungsbau in der Wirtschaftspolitik

Von Professor Gerhard Weisser



Dr. Gerhard Weisser, Professor für Sozialpolitik an der Universität Köln und Leiter verschiedener wissenschaftlicher Institute, war nach Kriegsende Ministerialdirektor in Braunschweig, wurde 1946 zum Generalsekretär des Zonenbeirates der britisch besetzten Zone gewählt und kam 1948 als Ministerialdirektor in das Finanzministerium in Düsseldorf. Professor Weisser ist Vorsitzender

der der Friedrich-Ebert-Stiftung. Der Gesamtverband Gemeinnütziger Wohnungsunternehmen in der Bundesrepublik ehrte ihn in diesem Jahr mit der Viktor-Aimé-Huber-Plakette

Oft lesen wir in den Zeitungen, daß in großen Teilen der Bundesrepublik der Wohnungsmangel im wesentlichen behoben sei. Wir konnten aber auch vor einigen Tagen in einer Rundfunkansage über die Wohnungsversorgung der ausländischen Arbeiter mit Familie hören, daß sie „bei dem allgemeinen Wohnungsmangel“ sehr schlecht sei. Was ist nun wahr? Und welche Bedeutung hat diese unsere Frage nach dem Stand der Wohnungsversorgung?

Der Sinn der Wirtschaft ist, vom Standpunkt der Wirtschaftspolitik aus gesehen, zunächst und vor allem die Deckung des Bedarfs an Gütern, die den Menschen nicht in beliebiger Menge zur Verfügung stehen. Damit sie möglichst reichlich verfügbar sind, muß „gewirtschaftet“ werden. Man könnte einwenden wollen: Nein, das sei nicht der Sinn der Wirtschaft. Sie solle die kaufkräftige Nachfrage befriedigen, und zwar, damit der anbietende Produzent daraus Gewinn erziele.

Das wäre, vordergründig gesehen, gar nicht einmal falsch, denn in den Grundzügen ist unsere Wirtschaft als eine Marktwirtschaft organisiert, und den Produzenten wird es überlassen, im Wettbewerb miteinander Gewinn zu erzielen. Blicken wir aber wirtschaftspolitisch tiefer, so soll doch diese Marktwirtschaft nicht um ihrer selbst willen existieren, sondern deswegen, weil sie wesentliche Vorteile bietet. Sie kommt dem Geist einer freiheitlichen Gesellschaft entgegen, soweit in jedem Wirtschaftszweig viele Produzenten und Nachfrager im Wettbewerb zueinander stehen, und sie stärkt die unternehmerische Initiative der Wirtschaftsteilnehmer, so daß eine verhältnismäßig reichliche und zunehmende Versorgung der Bürger erreicht wird, wenn das Sozialprodukt gerecht verteilt wird. Die Marktwirtschaft wird also mittelbar geschätzt. Letztlich kommt es auch bei ihr, wirtschaftspolitisch gesehen, darauf an, daß der

Bedarf der Menschen an knappen Gütern gedeckt wird, und zwar möglichst reichlich.

Hier ist nicht der Ort, kritisch zu untersuchen, ob Marktwirtschaft immer und in allen ihren Formen diesen Erwartungen genügt. Immerhin müssen wir, so kurz diese Ausführungen sein müssen, doch einen allgemeinen Mangel der Marktwirtschaft ins Auge fassen, weil er unmittelbare Aufgaben der Wirtschaftspolitik hat. Auch eine völlig folgerichtige wettbewerbliche Marktwirtschaft funktioniert nicht unter allen Umständen sinngemäß. Die Marktwirtschaft ist keine Wirtschaftsordnung für Notzeiten. Um das deutlich zu machen, müssen wir die Rolle des Preises in der wettbewerblichen Marktwirtschaft genauer betrachten. Um sie deutlich zu machen, wird der Preis gern als ihr „Steuermann“ bezeichnet.

Angebot und Nachfrage in der Marktwirtschaft

Wenn wir unserem wohnungswirtschaftlichen Thema näher kommen wollen, müssen wir uns vor allem bewußt machen, welche Aufgaben in dieser Ordnung der Erhöhung von Preisen zukommen. Meist wird nur von dem Ansporn gesprochen, den die mit den Preiserhöhungen verbundenen höheren Gewinne auf den Umfang der Produktion ausüben: Kann irgendwo kaufkräftige Nachfrage nicht bedient werden, so steigen die Preise und damit die Gewinne. Dies führt aber normalerweise zu verstärkter Produktion, demgemäß Vermehrung des Angebots und im weiteren Verlauf dann wieder zu Preissenkungen, wenn das nicht Vorgänge in anderen Bereichen der Wirtschaft verhindern.

Preiserhöhungen haben aber in der Marktwirtschaft auch noch eine andere Aufgabe. Jeder weiß noch aus den Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren, daß sich an den Lebensmittelgeschäften Schlangen von Hausfrauen bildeten, wenn der Kaufmann Ware, die es nur auf Marken gab, in Mengen anbot, die im Vergleich zur Zahl der kaufwilligen und bei den festgesetzten Preisen auch kauffähigen Hausfrauen zu knapp war.

Solche Nachfragerschlangen würden sich auch in der Marktwirtschaft immer bilden, wenn es bei bestimmten niedrigen Preisen mehr kaufkräftige Nachfrager gäbe, als mit dem Angebot bedient werden können. Die Zwangswirtschaft hilft sich in solchen Fällen mit behördlich festgelegten Zuteilungen, die Marktwirtschaft aber setzt die Preise in die Höhe, so daß alle jene Nachfrager ausfallen, die zwar zu dem alten niedrigen Preise, nicht aber zu dem höheren, neueren Preise kaufen können.

Eine solche Ordnung ist, wenn das Einkommen, also die Kaufkraft, gerecht verteilt ist, um so weniger bedenklich, als ja, wie wir gesehen haben, unter einigermaßen normalen Verhältnissen der mit den erhöhten Preisen verbundene erhöhte Gewinn zur Vermehrung der Angebote und

demgemäß bei ausreichendem Wettbewerb zu wieder gesenkten Preisen führt.

Wie aber, wenn unter außergewöhnlichen Verhältnissen die Produktion gar nicht vermehrt werden kann? Dann führt der erhöhte Preis zwar zu privaten Gewinnen, aber die volkswirtschaftliche Aufgabe des Ausgleichs zwischen Angebot und Nachfrage wird in einer Form erfüllt, die sich katastrophal auswirken kann und dem letzten Sinn der Marktwirtschaft – angemessene Deckung des Bedarfs – zuwiderläuft. Immer gibt es Bedarf, dessen Deckung geradezu lebenswichtig ist. Kann auf diesen Gebieten die Produktion nicht vermehrt werden oder fällt gar ein großer Teil des bisherigen Angebots aus, dann geraten die Menschen, die die immer höher steigenden Knappheitspreise nicht bezahlen können, unter Umständen in bitterste Not.

Außergewöhnliche Umstände setzen geänderte Maßstäbe

Das war z. B. in allen Zeiten der Weltgeschichte immer wieder einmal bei belagerten Festungen der Fall. Die Lebensmittel wurden immer knapper, vielleicht machten vom Feind verursachte Feuersbrünste auch immer mehr Menschen obdachlos; und wenn in solcher Lage die Preise so weit hinaufgesetzt werden dürfen, daß nur eine kleine Menge von kaufkräftigen Nachfragern übrigbleibt, dann wird es vielleicht dazu kommen, daß sehr reiche Bürger der belagerten Stadt ihren Bedarf an lebenswichtigen Gütern noch befriedigend decken können, während die Masse der wirtschaftlich schwachen Bürger sich von Ratten und dergleichen ernähren, frieren und vielleicht ohne Obdach leben muß.

Immer wieder haben unter solchen Verhältnissen die Kommandanten oder Bürgermeister solcher belagerten Städte die Marktwirtschaft außer Kraft gesetzt und die lebenswichtigen Güter nach einem geeigneten System den Bürgern unabhängig von der Kaufkraft zugeteilt; sei es aus moralischen Gründen, sei es weil die Bevölkerung im anderen Falle sich geweigert hätte, die Belagerung noch weiterhin zu ertragen.

Wir sehen also, daß in Notzeiten, besonders bei katastrophalem Rückgang des Angebots an lebenswichtigen Gütern, wie Nahrung und Wohnung, die Marktwirtschaft keine geeignete Ordnung von Produktion und Verteilung wirtschaftlicher Güter sein kann. Wenn es heute vielfach so dargestellt wird, als ob die an ihrer Stelle in Notzeiten angewendeten zwangswirtschaftlichen Ordnungen das Ergebnis kollektivistischer politischer Vorlieben sei, so wird das weder den Erfahrungen der Wirtschaftsgeschichte gerecht noch zeugt es von ausreichendem Verständnis der Bedingungen für ein sinngemäßes Funktionieren der Marktwirtschaft. Es kann Lagen geben, in denen die marktwirtschaftliche Ordnung so lange außer Kraft gesetzt werden muß, wie sie ihre eigentlichen Aufgaben nicht erfüllen kann.

Wohnungsnot nach den Kriegen

Zu einer solchen Lage haben bei der Versorgung der Bevölkerung mit dem lebenswichtigen Gut Wohnung in vielen Ländern die Verhältnisse geführt, die sich im ersten Weltkrieg und durch seine Nachwirkungen ergaben. Zwar haben damals nicht massierte Luftangriffe die vorhandenen Wohnungsbestände in schrecklicher Weise vermindert, aber es kam doch allein schon deswegen zu einer bedrückenden Wohnungsnot, weil die laufende Produktion an Neu- und Ersatzwohnungen auf eine Reihe von Jahren ausfiel. Zugleich vermehrten die massenhaften Eheschließungen nach der Rückkehr der



▲ Einer der größten Vorteile der Hoesch-Fertigbauweise ist die leichte Montage der Einzelteile. Wie unser Bild zeigt, genügt ein einfacher Kran, um die Fußbodenplatten auf die Stahlträger zu heben

Soldaten aus dem Feld stoßweise den Bedarf an Wohnungen.
Die Lage glich im Kriege also vollkommen derjenigen in einer belagerten Festung und bei der Demobilisierung jenen Verhältnissen, die immer einmal in irgendeinem Raum zu einer Massennachfrage nach Wohnungen führen können.

Sie steigert die Preise ins Unerträgliche, ohne daß die Produktion schnell genug nachkommen kann. Gleichwohl konnte man damit rechnen, daß in einer begrenzten Anzahl von Jahren nach dem Kriege die nunmehr wieder mögliche Produktion neuer Wohnungen die Aufhebung der Zwangswirtschaft gestatten würde.

Aber als Nachwirkung des verlorenen Krieges geriet das Geldwesen völlig in Unordnung. Es entstand eine ins Ungemessene gesteigerte Inflation. Sie hätte die Wiederherstellung der Marktwirtschaft in der Wohnungswirtschaft nicht unbedingt verboten, wenn alle Bevölkerungsgruppen von dieser Inflation in gleichem Maße betroffen worden wären. Man weiß aber, daß alle Bezieher von Festeinkommen (Gehälter, Löhne, Renten) einen bis zu völliger Verarmung gehenden Kaufkraftschwund erlitten, während die Selbständigen den Nominalwert ihrer Gewinne ständig steigern konnten und zum Teil sogar real zu Inflationsgewinnlern wurden.

Unter diesen Umständen verloren weiteste Kreise der Bevölkerung so viel an Kaufkraft, daß sie die sich marktwirtschaftlich ergebende Knappheitsmiete nicht hätten aufbringen können und nicht einmal dazu imstande waren, die zu Inflationspreisen ausgeführte „Kostenmiete“ zu bezahlen.

In bekannter Weise wurden die Mieten künstlich niedriggehalten, damit es nicht zu Massenkündigungen zahlungsunfähiger Mieter kam. Soweit diese Regelung der Wohnungspreise zu Mieten führte, die nicht einmal die Kosten deckten, entstanden soziale Probleme auch auf Seiten der Vermieter. Auch hier wieder handelte es sich nicht um politische Vorlieben, sondern um Erfordernisse der Wirtschaftsordnung unter außergewöhnlichen Umständen. Die Grundlinie dieser Politik aber, die die Marktwirtschaft auf Zeit außer Kraft setzte, war durch die katastrophalen Ausnahmebedingungen bei Angebot und Nachfrage diktiert.

Wohnungswirtschaft auf Zeit

Da nun aber bei dieser Ordnung der Wohnungswirtschaft im Gegensatz etwa zu den in vielen

Ländern üblichen verwaltungswirtschaftlichen Ordnungen der Landwirtschaft nicht an eine Lösung für die Dauer, sondern eben nur für die Zeit der Not gedacht war, erhob sich im weiteren Verlauf die Frage, wann denn der Zeitpunkt der Aufhebung dieser Ordnung gekommen wäre und nach welchen Methoden sie am besten abgebaut wird. Hier liegen bei lang andauernder Zwangswirtschaft in großen Bereichen der Wirtschaft die viel schwierigeren Probleme als bei der Einführung solcher Ordnungen auf Zeit; und jedermann weiß, daß wir heute in der Bundesrepublik mitten in diesen Schwierigkeiten stecken.

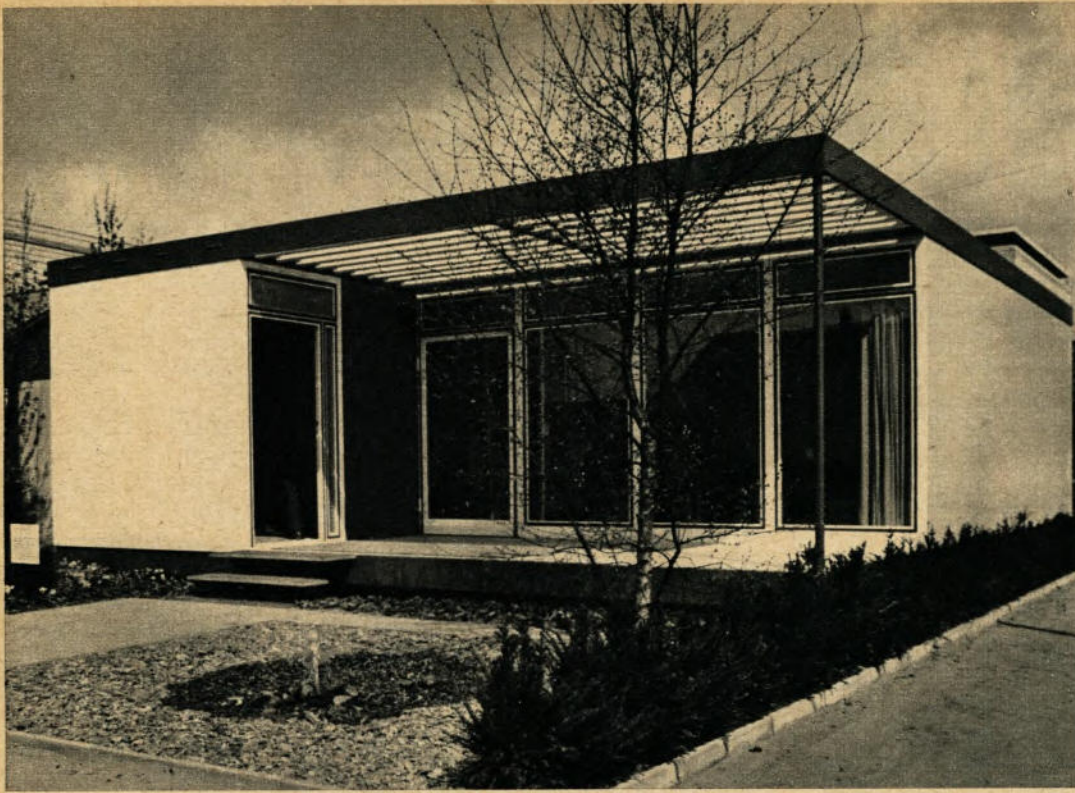
Daß dieser Zeitpunkt heute gekommen ist, liegt neben der allgemeinen Entwicklung der Volkswirtschaft vor allem an einem wesentlichen Bestandteil jener Notordnung, unter der die Wohnungswirtschaft in Deutschland und vielen anderen Ländern nun schon seit dem ersten Weltkrieg steht. Vor allem in der Bundesrepublik – wie auch früher schon in der Zeit der Weimarer Republik – ist unter Aufwand sehr hoher öffentlicher Mittel die Wohnungsproduktion aufs äußerste gesteigert worden, in der Bundesrepublik bald nach der Währungssanierung bis hinauf zu Rekordzahlen.

Diese öffentlichen Mittel waren nötig, weil der Wohnungsbedarf besonders der wirtschaftlich schwächeren Gruppen der Bevölkerung ohne Revolutionierung der Realeinkommen bei den heutigen Kapitalszinssätzen, Boden- und Baukosten anders nicht gedeckt werden konnte. Wären statt der Anwendung dieses Systems gebundener Neubaumieten in Verbindung mit Kapitalhilfe vor Jahren einfach die Mieten freigegeben und die Produktion im übrigen den Entschlüssen der Produzenten überlassen worden, so würden nach dem Urteil vieler Wirtschaftswissenschaftler jene Rekordzahlen nicht erreicht worden sein.

Das Risiko wäre für den einzelnen Produzenten

▼ Gute Planung ist die erste Voraussetzung im Fertigbau: ohne Verzögerung muß eine Baustufe der anderen folgen. Unser Bild zeigt einige verschiedene weit fortgeschrittene Häuser der Hoesch-Fertighaus-Siedlung an der Altenessener Bischoffstraße





zu groß gewesen, denn niemand kann heute mit Sicherheit die Höhe einer rein marktwirtschaftlich zustande kommenden Miete voraussehen, nachdem die zwangswirtschaftliche Ausnahmeordnung seit Jahrzehnten besteht und bei der Größe dieses Wirtschaftszweiges sich das ganze Niveau der Preise und Löhne in der Volkswirtschaft auf diesen Zustand der Wohnungswirtschaft eingespielt hat. Wahrscheinlich würde dies auch dann nicht in idealer Weise möglich sein, wenn sich das Bundeswohnungsbauministerium in dieser Hinsicht der modernsten, ökonometrischen Methoden der Wirtschaftswissenschaft bedient.

Gemeinnützige Bauunternehmen

Hier müssen wir freilich noch auf die Leistungen der „gemeinnützigen Wohnungswirtschaft“ eingehen. Sie bietet ihre Wohnungen zu sogenannten bedarfswirtschaftlichen Preisen an. Sie muß natürlich auf die wirtschaftliche Gesundheit ihrer Unternehmen und ihr normales Wachstum achten, es ist aber nicht ihr Sinn, Gewinne im wirtschaftlichen Sinne dieses Wortes zu erzielen. Ihre Unternehmen sind entweder Genossenschaften, bei denen sich das von selbst versteht, oder öffentliche, vor allem kommunale Unternehmen, bei denen es sich aus der Bindung an die öffentlichen Interessen ergibt, oder gemeinnützige Unternehmen in der Hand von Betrieben zu preisgünstiger und guter Versorgung ihrer Belegschaftsmitglieder mit Wohnungen.

Heute sind zwar die Preise bzw. Nutzungsgebühren, die sie erheben, im Zusammenhang mit der Inanspruchnahme der Kapitalhilfen des sozialen Wohnungsbaues bereits auf höherem Niveau festgelegt als die Mieten für einen Teil der Altwohnungen; aber bei den großen und alten gemeinnützigen Wohnungsunternehmen macht sich noch heute bemerkbar, daß sie aus ihrem gemeinnützigen Sinn heraus nicht gewillt sind, die Chancen, die ihnen der Markt bietet, zu Lasten der Konsumenten bis zum Äußersten auszunutzen.

Zu Anfang der fünfziger Jahre haben die statistischen Erhebungen der wohnungswissenschaftlichen Institute an den Universitäten Köln und Münster für die damalige Zeit klar gezeigt, daß die Preise der gemeinnützigen Unternehmen erheblich, zum Teil bis zu 30 v. H., unter den

▲ Die Entwicklung der Leichtstahlkonstruktionen für den zwei- und dreigeschossigen sozialen Wohnungsbau wurde im letzten Jahr durch den Hoesch-Bungalow ergänzt, der zum erstenmal auf der Hannovermesse 1962 der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Dieser Bungalow enthält neben Ganzstahlelementen auch die neuen Bauelemente Tektal und die Hoesch-Bandstahldecke, die auch im sozialen Wohnungsbau angewendet wird. Ausführlich berichteten wir über den Hoesch-Bungalow im Heft 6/1962 von WERK UND WIR

alten Marktpreisen lagen. Eine künftige Wohnungspolitik mit dem Ziel der Rückkehr zur Marktwirtschaft kann also damit rechnen, daß sie durch die gemeinnützige Wohnungswirtschaft in erheblichem Umfang gefördert wird.

Die künftige Entwicklung

Wenngleich der Sprung in eine völlig sich selbst überlassene Marktwirtschaft für die Wohnungspolitik nicht erst in Betracht kommen kann, so muß doch jeder Wohnungspolitiker, der eine prinzipielle marktwirtschaftliche Ordnung dieses Wirtschaftszweiges will, realistisch die Aussichten für die baldige Verwirklichung dieses Zieles prüfen. Sie hängen von der künftigen Gestalt der Kosten und der kaufkräftigen Nachfrage ab. Sichere Vorhersagen sind wie gesagt so wenig möglich, daß die Wissenschaft der Politik die Verantwortung für Wagnisse auf diesem Gebiet keinesfalls abnehmen kann, aber einzelne Umstände können von ihr besonders deutlich erkennbar gemacht werden.

Was zunächst die künftige Entwicklung des Kapitalzinses anlangt, so dürften die Zinssätze noch bleiben, was für die Höhen der Mieten eine große Rolle spielt. Ändert sich an den anderen Kosten und an der Kaufkraft der Nachfrager nichts, so dürfte es erforderlich sein, daß die Kapitalhilfen in irgendeiner geeigneten Weise weiterhin gewährt werden. Wenn sie wegfiele, würden ähnliche Verhältnisse wie im 19. Jahrhundert eintreten: Das Kapital würde sich teils anderen Wirtschaftszweigen und teils der Deckung des Wohnungsbedarfes der kaufkräftigeren Schichten der Bevölkerung zuwenden, wie das übrigens schon jetzt aus verschiedenen Gründen an vielen Stellen beobachtet werden kann.

Sehr erheblich wirken heute die Preise für den

Bauboden auf die Gesamtkosten der Wohnungen ein. Die Baubodenwirtschaft weist dabei Erscheinungen auf, die zu sehr ernststen wirtschaftspolitischen Bedenken führen müssen. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß diese Preise durch eine geeignete Vermehrung des Baubodens oder auf andere Weise an weiterem Steigen gehindert werden. (Übertriebene Erwartungen auf diesem Gebiet werden durch die neuesten Angaben des Statistischen Bundesamtes auf das richtige Maß zurückgeführt.)

Auf die Dauer wird auch wieder Bodenvorratswirtschaft der Gemeinden und der gemeinnützigen Unternehmen weitere Preissteigerungen hemmen können.

Wir müssen rationeller bauen

Der Hauptteil der Kosten entfällt auf die Baukosten. Hier scheinen jetzt endlich großzügige Rationalisierungen zur Verringerung der Kostenniveaus zu führen. In diesem Zusammenhang interessiert auch das stark vermehrte Angebot an Fertighäusern, zumal da sie heute nicht mehr nach „Schema F“, sondern in einer gewissen Anpassung an die Wohnungswünsche der Nachfrager geliefert werden.

Entscheidend für die weitere Entwicklung ist auf der anderen Seite, wie sich die Realeinkommen künftig entwickeln werden. Steigt die allgemeine Produktivität der Volkswirtschaft weiter in raschem Tempo und wird das demgemäß wachsende Volkseinkommen gerecht verteilt, dann werden auch bisher wirtschaftlich schwächere Teilnehmer höhere Realbeträge an Miete aufbringen oder auf das eigene Heim oder die eigene Wohnung hin sparen können. In dem Maße, in dem dies erreicht wird, läßt sich auch bei Wahrung der Gerechtigkeit die Rückkehr zu normalen marktwirtschaftlichen Verhältnissen in der Wohnungswirtschaft rechtfertigen.

Man muß aber damit rechnen, daß unaufschiebbare Maßnahmen des Städtebaus und der regionalen Raumordnung in erheblichem Umfang dazu nötigen werden, vorhandene Wohnungen zu beseitigen oder zu entwerten, so daß sie ersetzt werden müssen. Dies wird wieder von der Angebotsseite her die Marktmiete verteuern, so daß die bei wachsendem Volkseinkommen verstärkte Kaufkraft infolge einer Erhöhung der auf dem Markt erzielbaren Knappheitsmieten insoweit ins Leere stößt.

Darf man den Wohnungsbau drosseln?

Seit einigen Jahren weist das deutsche Wirtschaftsleben deutliche Züge einer überhitzten Konjunktur auf. Da die Bauwirtschaft in sehr starkem Maße den Konjunkturverlauf bestimmt, nehmen die Forderungen und Maßnahmen zu, die darauf abzielen, die Bauwirtschaft zu drosseln. Dabei wird vielfach gefordert, daß dies die gesamte Bauwirtschaft mit Einschluß des so gewichtigen Wohnungsbaus betreffen solle. Wer dies fordert, muß sich der Folgerungen bewußt sein.

Wenn die Wohnung ein lebenswichtiges Gut ist, und wenn die Einkommen nicht beliebig gesteigert werden können, dann muß die Drosselung des Wohnungsbaus, indem sie die Zeit des Wohnungsmangels verlängert, bei marktwirtschaftlicher Ordnung der Wohnungswirtschaft weiterhin zu unzumutbaren Knappheitsmieten führen. Drosselung des Wohnungsbaus – mindestens des sozialen Wohnungsbaus – führt also zu Verhältnissen, in denen die Wohnungszwangswirtschaft länger beibehalten werden muß, als es sonst erforderlich wäre. Man kann von einem wohnungspolitischen Tabu aus sozialpolitischen Gründen für konjunkturpolitische Programme sprechen.

Was verlangt die wirtschaftspolitische Lage?

Der „Industrie- und Handelstag“ in München versuchte, eine Lösung zu finden

Vertreter von 81 Industrie- und Handelskammern der Bundesrepublik trafen sich am 18. Oktober in München zu ihrer 73. Vollversammlung; zu ihnen gehörte Dr. Willy Ochel als Präsident der Industrie- und Handelskammer Dortmund und als Mitglied des Präsidiums des Deutschen Industrie- und Handelstages.

Zum Auftakt des Industrie- und Handelstages sprach Präsident Alwin Münchmeyer über die gegenwärtige politische Lage. Dabei formulierte er im Anschluß an die kürzliche Haushaltsrede des Bundeskanzlers im Bundestag den heutigen Standpunkt der deutschen Wirtschaft. Die Hoffnungen auf eine straffe Wirtschaftspolitik seien bisher in keiner Weise erfüllt, und es gelte heute für alle Beteiligten klar zu erkennen, in welcher Situation wir uns am Ende des Jahres 1962 befänden.

Nachdrücklich richtete Präsident Münchmeyer einen Appell an alle Abgeordneten in allen Parlamenten, sich ihrer großen Verantwortung für das Gesamtwohl stets bewußt zu sein. In aller Klarheit sprach Münchmeyer es aus, daß die deutsche Wirtschaft künftig erschwerte Wettbewerbsbedingungen auf dem Weltmarkt finden werde. Schwierige Anpassungsprobleme im Inland und strukturelle Schwächezeichen seien die ersten Signale für eine nachlassende Konjunktur. Der Auftragseingang sei bei einem größeren Teil der Industrie merklich rückläufig.

„Wir stehen an einem Wendepunkt“

Alle Teilnehmer des Industrie- und Handelstages beachteten stark diese Feststellung Präsident Münchmeyers: „Eine anhaltende hohe Konjunktur hat jahrelang manches verdeckt, was im jetzigen rauheren Wettbewerbsklima ganz deutlich wird. Durch die Kostensteigerun-

▼ *Hauptredner der Tagung war der Bundesfinanzminister Dr. Heinz Starke. In seinen Ausführungen über aktuelle finanzpolitische Fragen hielt er den Verzicht auf Steuererhöhungen für den bedeutendsten wirtschaftspolitischen Entschluß der letzten Zeit*



gen haben sich die Gewinnerträge erheblich vermindert. Ich fürchte, daß angesichts dieser Fakten die Investitionsfreudigkeit geringer werden wird, eine Tatsache, die uns zu größter Sorge Anlaß geben sollte. Ich meine nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß wir an einem Wendepunkt unserer wirtschaftlichen Entwicklung angelangt sind.“

Die Stabilität der Preise, die von allen Kreisen der Bevölkerung gegenwärtig so dringend ersehnt wird, meinte Münchmeyer in einigem Umfang vom Verhalten der Unternehmer abhängig machen zu müssen. Doch stellte er andererseits auch fest, daß bei der Spitzenbelastung, die die deutsche Wirtschaft gegenwärtig zu tragen habe, die Steuern die Kosten noch erhöhten. Die entscheidenden Kostenfaktoren kämen jedoch unzweifelhaft von der Lohnseite her, und hierzu berief sich der Vortragende auf den Wirtschaftsexperten der SPD, Dr. Deist, der vor dem Vorstand seiner Partei dargelegt habe, sich auf eine normale Wachstumsrate der Wirtschaft einzustellen und diese auch für Lohnsteigerungen und den privaten Verbrauch gelten zu lassen.

Gemeinsame Verantwortung

Mit besonderer Betonung meinte Präsident Münchmeyer: „Es ist zu hoffen, daß auch die Gewerkschaften im besonderen Maße Verantwortungsbewußtsein zeigen.

Besonders gefährlich wäre es, wenn jetzt über den Versuch hinaus, höhere Löhne durchzusetzen, auch noch eine Neuverteilung des Sozialprodukts angestrebt würde. Die Gemüter aufstachelnden Appelle à la ‚nehmt, was ihr könnt‘ passen nicht in unsere gesamtwirtschaftliche und gesellschaftspolitische Landschaft hinein. Nur ein vernünftiges Verhalten beider Kontrahenten am Arbeitsmarkt erlaubt auch in Zukunft eine Aufrechterhaltung der Autonomie der Tarifpartner. Die verantwortungsbewußte Haltung der Unternehmer und Arbeitnehmer auf dem Lohn- und Preisgebiet ist im gegenwärtigen Zeitpunkt richtig und notwendig.“

Gegen kürzere Arbeitszeit

Eine wirkliche Lösung der Probleme innerhalb unserer gegenwärtigen wirtschaftspolitischen Lage sei nur möglich, wenn es gelänge, die Spannungen auf dem Arbeitsmarkt abzubauen. Auf den Zuwachs neuer Arbeitskräfte sei in absehbarer Zeit nicht zu hoffen. In jedem Falle müsse deshalb alles unterlassen werden, was zu einer weiteren Verkürzung unserer Arbeitszeit führe. Dazu gehöre nicht nur die Zahl der Wochenstunden, sondern, entgegen einer amtlichen Auffassung, auch der Urlaub, der heute fast ausnahmslos bezahlter Urlaub sei und dessen angestrebte Verlängerung also gleichfalls eine Kostenerhöhung bewirken müsse.

„Wir müssen aufwachen!“

Zum Abschluß wiederholte Präsident Münchmeyer seine bereits vor zwei Jahren in Frankfurt geäußerte Mahnung:



▲ *Einer der Höhepunkte des Deutschen Industrie- und Handelstages in München war die Rede von Präsident Alwin Münchmeyer (unser Bild). Er forderte vor allem die in der Bevölkerung ersehnte Stabilität im Wirtschaftsablauf und das Vermeiden jeglicher weiterer Kostensteigerungen*

„Wir müssen aufwachen, wenn wir nicht alles das verlieren wollen, was wir uns mühsam aufgebaut haben und unsere freiheitliche Konzeption verwirklichen wollen. Wir müssen uns darüber klar werden, daß hier an unser Volk ganz große Anforderungen gestellt werden müssen, und es ist Aufgabe der Regierung, das Volk an diese Aufgaben heranzuführen.

Ich wäre glücklich, wenn es möglich wäre, sich wieder zu einem gemeinsamen Tun zusammenzufinden, so wie es damals in der Notzeit nach der Währungsreform möglich war. Wie erfreulich war dieser Zusammenhalt damals, und wie schnell haben wir, als es uns besser ging, wieder das Trennende betont und zu hohen Mauern aufgetürmt!

Möge es uns gelingen, diese Mauern wieder einzureißen und gemeinsam an neue große Aufgaben heranzugehen! Ich glaube, daß die augenblickliche Situation in der Welt, aber auch bei uns selbst, dies zwingend erfordert.“

Bundesfinanzminister Dr. Starke sprach auf der gleichen Veranstaltung über seine Hoffnung, ohne weitere Steuererhöhungen auskommen zu können. Doch ließ er auch die gegenwärtigen Forderungen der USA nach einer Verstärkung des deutschen Verteidigungsbeitrages anklingen, von denen unter Umständen Steuererhöhungen erzwungen werden könnten.

Der Minister forderte auch die Länder der Bundesrepublik auf, in ihrer Haushaltspolitik ähnliche Einschränkungen wie der Bund vorzunehmen. Bei der Betrachtung der aktuellen Fragen der Finanzpolitik meinte der Bundesfinanzminister, daß man auch durch ein Gutachtergremium den politischen Mut einer Regierung nicht ersetzen könne.

passiert notiert fotografiert

▼ Die „Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer“ in Berlin veranstaltete im Oktober und November für Politiker, führende Gewerkschafter und Vertreter von Arbeitgeberverbänden aus zwölf afrikanischen Staaten ein Seminar über Sozialverfassung. Im Rahmen ihres Besuchs in der Bundesrepublik besichtigten die afrikanischen Gäste am 15. Oktober die Hoesch AG Westfalenhütte und, wie unser Bild zeigt, auch die Lehrwerkstatt. Besonders interessiert zeigten sie sich in der anschließenden Diskussion an Fragen der betrieblichen Sozialpolitik und der Betriebsverfassung.

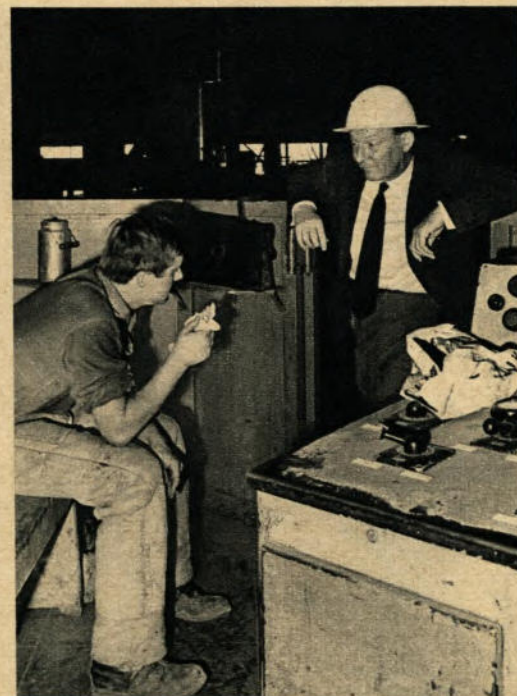


▼ Vom 26. bis 29. September 1962 fand in Dortmund der 47. Deutsche Geodätentag statt. Die Teilnehmer der Tagung hatten Gelegenheit, auch die Hoesch AG Westfalenhütte zu besichtigen. 92 von ihnen besuchten am 28. September unsere Hochöfen, das Thomas-Stahlwerk, das Blockwalzwerk, das Siemens-Martin-Werk III, die Halbzeugstraße und unsere Breitbandstraße. Von den neuen Betriebsanlagen zeigten sich die Gäste besonders beeindruckt. Auf unserem Bild beginnt eine Gruppe der Geodäten gerade mit dem Rundgang.



▼ Als Peter von Zahn nach Dortmund kam, um auf Einladung der Auslandsgesellschaft einen Vortrag zu halten zum Thema „Wie die Amerikaner ihr Verhältnis zu Deutschland wirklich sehen“, nutzte er die Gelegenheit zu einem Rundgang durch die Westfalenhütte. Im Stahlwerk 3 (unser Bild), an der Breitbandstraße und im Kaltwalzwerk unterhielt er sich lange mit Belegschaftsmitgliedern über deren Arbeits- und Lebensbedingungen. Von hier flog der „Reporter der Windrose“ nach Kuba!

► 40 katholische Geistliche, die führend in der christlichen Arbeiterjugend tätig sind und an einem Seminar in der Kommende Brackel teilnahmen, besuchten am 4. Oktober 1962 unsere Hoesch AG Westfalenhütte. Nach der Besichtigung der Werksanlagen fand am Nachmittag eine Aussprache zwischen den Gästen und unseren Mitarbeitern statt, in der die Geistlichen Fragen betrieblicher Sozialpolitik, der Betreuung von Jugendlichen und der Mitbestimmung im Betrieb lebhaft erörterten.



◀ Mit unseren Hüttenleuten ins Gespräch kamen am 8. Oktober sieben russische Gewerkschafter aus Moskau, Leningrad und Wolgograd. Sie befanden sich auf einer von der UNESCO organisierten 14tägigen Studienreise durch die Bundesrepublik. Am 8. Oktober besichtigten sie auch unsere Werksanlagen. Nach dem Rundgang über das Hüttengelände diskutierten sie mit den Betriebsräten der Hoesch AG Westfalenhütte und des Hoesch Bergbaus über Fragen betrieblicher Sozialpolitik, der Betriebsverfassung und vor allem der Mitbestimmung.

Une dangereuse amitié dure vingt ans

Un ouvrier lamineur d'Hohenlimburg rend visite à un camarade de travail français

NOUS avons traduit de la revue allemande d'entreprise « Werk und Wir », des extraits de l'article ci-dessous, dont notre camarade Roger Surain, membre du Comité directeur et président cantonal de Saint-André-de-Cubzac, tient la vedette, et dont la publication nous a semblé opportune, en ces temps officiels, où l'on parle de réconciliation franco-allemande.

BEAUCOUP d'entre nous connaissent l'amitié qui a pris naissance dans le danger. Mais ici, il faut parler de quelques hommes, pour lesquels il fut dangereux de se lier d'amitié, et dont de surcroît, l'amitié qui depuis longtemps n'est plus dangereuse dure depuis vingt ans.

Roger Surain est viticulteur au Nord

**Bernhard
avait de l'appétit
pour deux**

Mme Schilling ne pouvait pas savoir pourquoi son Bernhard était insatiable, ni pourquoi emportait au travail double ration de tartines beurrées.

toujours demandé des nouvelles de Schilling à Adolf Bähler, qui l'aida pareillement en 1943 et dont la femme, parlait et écrivait le français. L'union entre les deux familles ne se rompit plus. Des invitations suivirent et un jour, Roger Surain et sa femme montèrent en voiture et partirent pour Hohenlimburg.

tes, et dans le « C'est la vie » — « Das ist das Leben » — de Roger Surain on trouve l'inexorable de ce qui arrive et qui, en dépit des amitiés entre des Français et des Allemands, avait suivi son cours.

Et pourtant, encore aujourd'hui, les relations personnelles entre les hommes isolés des peuples différents forment l'espérance que rien de pareil ne se reproduise. Pourquoi ne devrait-on pas avoir cet espoir, quand des hommes de Saint-Gervais et d'Hohenlimburg élevèrent leur âme pour se lier d'amitié, quoique ce fut dangereux, amitié qu'ils ont maintenu jusqu'à ce jour.

**WERK und WIR
Hoesch Aktiengesellschaft.**



◀ Unser Bild zeigt Monsieur Surain (in der Mitte) und links neben ihm Maurice Leblanc, der 1941 ebenfalls in den Hohenlimburger Walzwerken gearbeitet hat

**Monsieur Surain antwortet
SURVIVRE bringt Bericht
aus WERK UND WIR**

Das Schönste, was dem Redakteur einer Zeitschrift passieren kann, ist, auf die vielen tausend Worte, die er schreibt, von einem der vielen tausend Leser einmal Antwort zu bekommen ...

Der Brief kam von der kleinen französischen Stadt Saint-Gervais, die nördlich von Bordeaux, 1350 Kilometer weit von Dortmund entfernt, liegt. Er war an die Walzwerke in Hohenlimburg gegangen und uns schließlich zugeleitet worden. Monsieur Surain, Weinbauer in Saint-Gervais, hatte ihn geschrieben. Monsieur Surain arbeitete 1941 zuerst als Kriegsgefangener, später als Fremdarbeiter in unseren Hohenlimburger Walzwerken und bekam, weil er die Verbindung zu den deutschen Arbeitskameraden nicht abreißen ließ, jeden Monat die Hoesch-Zeitschrift WERK UND WIR. In der März-Nummer hatte er sich zu seinem Erstauen selber darin wiedergefunden. Und nicht nur das: Er und seine Hohenlimburger Freunde, Schillings und Bählers, waren die Hauptpersonen eines Artikels, der von der Freundschaft zwischen Franzosen und Deutschen sprach, die in schwerer Zeit entstand und bis heute gehalten hat. Aber lassen wir Monsieur Surain in seinem Brief selber reden:

Stellen Sie sich meine Überraschung vor

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich nicht früher dazu gekommen bin, Ihnen für die Übersendung der Monatshefte Ihres Unternehmens zu danken, vor allem aber für das eine, welches den Artikel über meine Kriegsgefangenschaft und die daraus entstandenen Folgen enthielt. Stellen Sie sich meine Überraschung vor, als ich beim Durchblättern mich selbst darin wiederfand; ich hätte doch niemals gedacht, daß die von Bählers aufgenommenen Fotos dazu dienen könnten. Es hat mir viel Freude be-

reitet, und ich glaube, diese Betrachtung wird die Kameraden aus der Fabrik nachdenklich stimmen, daß selbst zu Kriegszeiten sich die Menschen, die sich durch höhere Gewalt gegenübergestellt sehen, eine große gegenseitige Achtung bewahren können.“

In Sachen der Menschlichkeit

Im Jahre 1960 war Monsieur Surain mit seiner Frau nach Deutschland gekommen, um Hohenlimburg einmal wiederzusehen und um die Kameraden im Werk zu besuchen. Die Betriebsleitung der Hohenlimburger Walzwerke lud Surains zum Mittagessen auf der Hohensyburg ein. „Ich werde die nette Aufnahme, die Sie mir 1960 gewährt haben, nicht vergessen; ich denke viel an die Freundschaft der Kameraden aus der Fabrik, die für mich gesorgt haben, und behalte alles, was sie für mich in der Trostlosigkeit der Gefangenschaft taten, indem sie mir halfen, die schwere Last leichter zu ertragen, in guter Erinnerung. Ich habe an Bählers geschrieben, daß es vollkommen wäre, würden alle führenden Menschen der Welt das für Kriege verwendete Geld in Sachen der Menschlichkeit investieren, was auch dann zum besseren Kennenlernen anderer Völker beitragen könnte.“

Das trägt zum gegenseitigen Verstehen bei

Roger Surain ist Mitglied im Direktionskomitee der Vereinigung ehemaliger Kriegsgefangener der Gironde. Der Verband gehört zum Internationalen Bund ehemaliger Kriegsgefangener, dem außer Frankreich auch Belgien, Holland, Deutschland, Jugoslawien und Italien angegliedert sind. Deshalb schreibt er weiter: „Ich glaube, daß mit der Gründung der internationalen Vereinigung der Kriegsgefangenen

bereits ein großer Schritt in dieser Richtung nach vorn gemacht wurde, und die Kameraden aus den anderen Ländern sind eine rechte Propaganda für den Weltfrieden; auch die Deutschen zögerten wohl nicht, an unseren Kongressen der Kriegsgefangenen teilzunehmen, denn auch sie könnten – genau wie die der anderen Länder – ihre Gesichtspunkte hierzu vertreten.“

Une dangereuse amitié dure vingt ans

Eine weitere Überraschung für uns war die September-Ausgabe von SURVIVRE, einer Zeitung der ehemaligen französischen Kriegsgefangenen, in der unser Artikel „Une dangereuse amitié dure vingt ans“ abgedruckt stand. Monsieur Surain schickte sie uns. Unter der weiteren Überschrift: „Un ouvrier lamineur d'Hohenlimburg rend visite à un camarade de travail français“ – ein Walzwerker aus Hohenlimburg besuchte einen französischen Arbeitskameraden – wird im folgenden auf unsere Werkzeitung hingewiesen: „Aus der deutschen Werkzeitung WERK UND WIR drucken wir nächstehend übersetzt Auszüge aus einem Artikel, der von unserem Kameraden Roger Surain, Mitglied des kantonalen Direktoren- und Präsidenten-Komitees von Saint-André-de-Cubzac, handelt und dessen Veröffentlichung uns in dieser Zeit, in der man von der französisch-deutschen Verständigung spricht, angebracht erschien. Danach kommt unser Bericht.“

Wir selber freuen uns, daß neben den deutschen Lesern von WERK UND WIR nun auch die französischen von SURVIVRE von der Freundschaft lesen, die in schweren Zeiten entstanden ist, zwanzig Jahre gehalten hat und – so hoffen wir – recht vielen ein Beispiel geben wird, über die Grenzen hinaus Freundschaft zu halten.



BILD DES MONATS

Herbst in der Großstadt. Kahl stehen die Bäume vor der im Kriege zerstörten Lutherkirche in der Flurstraße in Dortmund. Neben dem Turm, der als Mahnung erhalten bleiben soll, entsteht in diesen Monaten ein neues Kirchenschiff. Aufnahme: Irmgard Steinfurth, Hoesch AG

Wie die anderen leben



Familie Lopez in Mexiko

Als wir noch zur Schule gingen, hörten wir häufig im Religionsunterricht von den Verfolgungen, denen sich die mexikanischen Gläubigen ausgesetzt sahen: Kirchen und Klöster wurden geplündert, Geistliche vertrieben, das Messelesen war verboten. Das war vor rund dreißig Jahren. Noch immer ist in Mexiko die Verfassung des Jahres 1917 in Kraft, von der man sagt, daß sie eine der antikirchlichsten der Welt sei. Noch immer sind die Bestimmungen gültig, die in den folgenden Jahrzehnten die Übergriffe ermöglichten – aber heute kann Antonio Lopez ungestört einer der zwanzigtausend Pilger sein, die in einer Prozession zu der berühmten braunen Madonna von Guadalupe am Stadtrand von Mexiko-City ziehen, um ihr die eigenen Sorgen ans Herz zu legen. Niemand wird ihn dabei stören, im Gegenteil, die Polizei wird der Prozession den Weg frei machen und wenn Tausende von Autos warten müssen.

In Mexiko, das 1910 seinen großen Umsturz erlebt hat und dessen Regierung sich seither zur „permanenten Revolution“ bekennt, weiß man eben zwischen Theorie und Praxis zu unterscheiden. Schon darin zeigt sich ein Teil der mexikanischen Wirklichkeit, die weitgehend von der spanischen Vergangenheit des Landes bestimmt wird – mag man zu ihr heute auch in leidenschaftlicher Ablehnung stehen. Das macht sich zum Beispiel darin bemerkbar, daß in Mexiko die indianische Abstammung immer mehr als „Adelspaß“ gilt. Mancher legt seinen spanischen Namen ab und verwendet indianische Namensformen. Die Abkömmlinge der Spanier sind ohnehin durch die verschiedenen staatlichen Enteignungen in ihrem Einfluß zurückgedrängt – zugunsten der Mestizen, Mischlinge aus Indianern und Weißen, die heute fast sechzig Prozent der Bevölkerung bilden. Reinblütige Indios machen heute noch gut ein Viertel der Einwohner aus.

Sehr ungleich entwickeltes Land

Ein „unterentwickeltes“ Land also, diese „Estados Unidos Mexicanos“, die vereinigten Staaten von Mexiko, unterentwickelt wie so

► In Mexiko ist die indianische Abstammung kein Nachteil, sondern viel eher ein „Adelspaß!“ Stolz zeigt diese Indianerfrau ihre selbstgeformten und bemalten Krüge





▲ Die Schönheit des Landes zieht immer mehr Touristen – vor allem aus den USA – nach Mexiko. Unser Bild ist auf einem der Bergseen aufgenommen

▼ Geistiger und wirtschaftlicher Mittelpunkt des Landes ist die 2200 Meter hoch gelegene Hauptstadt, Mexiko-City, in der fast drei Millionen Menschen zu Hause sind



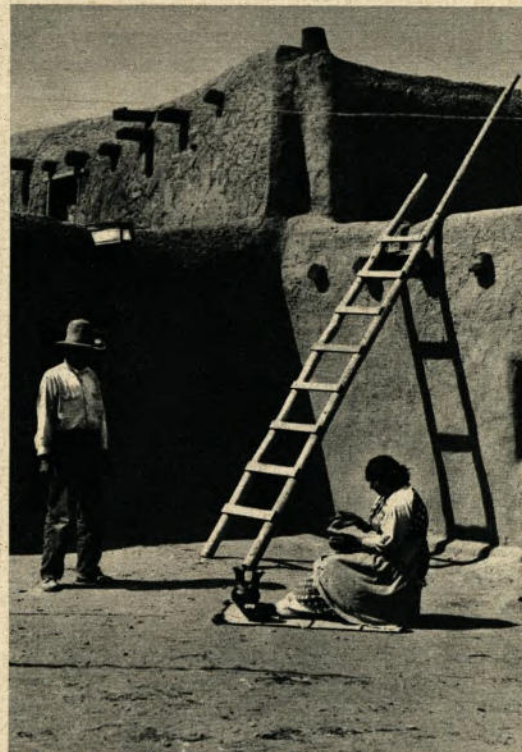
manches andere Land Süd- und Mittelamerikas? Sicher nicht. Mit größerem Recht könnte man sagen, daß Mexiko ein ungleich entwickeltes Land ist, ein Staat, der sich nicht allein durch die relative Festigkeit seines politischen und wirtschaftlichen Systems von den meisten andern Ländern des Kontinents unterscheidet. Trotzdem gibt es auch in Mexiko krasse Gegensätze zwischen arm und reich, die das politische und gesellschaftliche Klima arg belasten.

Señor Lopez bringt 50 Pesos heim

Vor allem im Südosten des Landes leben die Menschen in einer fast unvorstellbaren Armut, unter Verhältnissen, die sich in den letzten hundert Jahren so gut wie nicht verändert haben. Und doch haben sich in den letzten fünfzig Jahren in Mexiko die Ansätze einer Mittelschicht gebildet, ein Arbeiterstamm, dessen Lage sich in den letzten Jahren wesentlich gebessert hat. Aber im Glanz der großen modernen Städte, die sich mit denen der hoch-industrialisierten Welt zu messen vermögen, haust noch immer ein Millionen zählendes Heer von Besitzlosen in verfallenen Hütten ohne Wasser, elektrisches Licht und Kanalisation, ohne eine greifbare Möglichkeit, teilzuhaben an dem immer größer werdenden Reichtum des Landes.

► Die Mehrheit der 35 Millionen Einwohner Mexikos lebt auf dem Land in kleinen Pueblos – Dörfern – von der Landwirtschaft und Viehzucht

Bei Señor Antonio Lopez ist das zum Glück anders. Er gehört zu der Generation, die bereits in der nachrevolutionären Zeit Mexikos herangewachsen ist, eine Schulausbildung genoß und heute eine Stelle als Facharbeiter in einer Papierfabrik innehat. Er ist glücklicher dran als viele seiner Altersgenossen, die trotz der seit



vierzig Jahren bestehenden Schulpflicht keinen Platz in den Schulen gefunden haben und sich als „Unternehmer“ im Altwarenhandel mehr schlecht als recht durchschlagen und kaum viel mehr als gut eine Mark Tagesverdienst erzielen. Señor Antonio dagegen bringt am Tag gut fünfzig Pesos heim, rund sechzehn Mark, während das Durchschnittseinkommen des arbeitenden Mexikaners etwa 3600 Pesos = 1152 DM im Jahr beträgt. (Ein Arbeiter beim Staudammbau von Infernillo verdient am Tag rund vier Mark.) Im letzten Jahr sind die Arbeitslöhne hinter den steigenden Preisen zurückgeblieben. Trotzdem sind die Preissteigerungen in Mexiko in keiner Weise mit denen der anderen süd- und mittelamerikanischen Länder zu vergleichen. Mexiko verfügt seit der Abwertung des Pesos im Juli 1954 über eine stabile Währung, das Defizit in der Handelsbilanz wird durch ausländische Kapitalinvestitionen und den vor allem amerikanischen Touristenstrom ausgeglichen.

Ehe und Liebe sind zweierlei

Obwohl die Bevölkerung – ihre Zahl beträgt 35 Millionen – in jedem Jahr um eine Million wächst – die höchste Zuwachsrate aller Länder Südamerikas –, ist das Nationalprodukt noch stärker gestiegen. 1960 betrug das Wachstum 5,7 Prozent, 1962 etwa 4 Prozent.

Antonio Lopez gehört mit seinem Einkommen schon zum mexikanischen Mittelstand, auch in seiner geistigen Haltung steht er zwischen den Armen und den Reichen. Die Familienbindung ist sehr stark, aber sie zeigt sich in sehr mexikanischen Formen. Während in den armen Schichten sehr viele Paare ohne kirchliche oder standesamtliche Trauung zusammenleben – mehr als ein Drittel der „Ehen“ sind weder kirchlich noch standesamtlich geschlossen –, führt in den gehobeneren Schichten die mexikanische Frau als Mutter der Kinder ein sehr verwöhntes Dasein – muß sich indessen damit abfinden, daß es der gute Ton



▲ Vor 25 Jahren war Acapulco ein unbedeutender Hafen am Pazifischen Ozean. Heute trifft sich hier die „große Welt“ Amerikas. Vornehme Hotels und Villen sowie viele Bars drängen sich in dieser Stadt

von ihrem Mann verlangt, eine Freundin zu haben. „Wir haben hier die Überzeugung, daß es eine Sache ist, Liebende zu sein, und eine andere Sache, Mann und Frau zu sein.“ Diese Ansicht ist für diese weitverbreitete Haltung beider Bevölkerungsschichten der Armen wie der Reichen typisch.

Selbstverständliche Gegensätze

Ein katholischer Priester sagte über diese Einstellung in einem fast vollständig katholischen

Land: „Die naturhafte, selbstverständliche Gläubigkeit der Menschen hier verträgt sich durchaus mit einer ebenso naturhaften, selbstverständlichen Liebesbindung.“

Das mögen für unser Gefühl Gegensätze sein, aber unter der heißen Sonne Mexikos läßt sich vieles miteinander vereinbaren: Sozialismus und Millionäre, Staatsautorität und permanente Revolution, Atheismus und kirchliche Gebundenheit. Und sie vertragen sich sogar miteinander.

Dr. Bohmert

▼ Die Religiosität der Bevölkerung ist stark wie je, überall im Lande begegnet der Fremde Gruppen wallfahrtender Pilger, die oft von weither kommen





Gelungener Start der Steckenpferde

Diesmal fiel der Startschuß in einem Zelt. Kein Raum nahe der Westfalenhütte in Dortmund hätte gereicht, die 1012 Freizeitarbeiten von 178 Belegschaftsmitgliedern aller Hoesch-Werke und -Gesellschaften im dritten Steckenpferdturnier zu fassen. Deshalb wuchsen auf dem Hoesch-Platz Ecke Borsig-Stahlwerkstraße wandernde Wände, und hier wurde die Ausstellung am 19. Oktober eröffnet. Der Leiter der Sozialabteilung, Dr. Helmut Enke, begrüßte 150 Gäste. Vom Aufsichtsrat der Hoesch AG waren Paul Hoffmann, Heinz Hölscher und Albert Pfeiffer erschienen, sowie Gerhard Elkmann vom Vorstand der Hoesch AG, die Arbeitsdirektoren Walter Hölkeskamp und Willi Laser und mehrere Mitglieder des Gemeinschaftsausschusses aller Betriebsräte.

150 Besucher bei der Eröffnung, 7500 in den ersten acht Tagen – schon diese Zahlen spiegeln deutlich die große Neugier, mit der unsere Mitarbeiter und deren Familien auf das Turnier der Steckenpferde der Kollegen und Nachbarn gewartet hatten. Schon die ersten Besucher werden es an sich erfahren haben: Um sich 1000 Ausstellungsstücke ansehen zu können, muß man Zeit mitbringen! Und viel Aufnahmebereitschaft für all die Liebe und Geduld, mit denen Malereien, Grafiken, Modelle, Sammlungen, Handarbeiten, Plastiken und Fotografien entstanden sind.

Wer unsere Ausstellung vor vier Jahren sah, wird Vergleiche anstellen. Schon die Zahl der

Aussteller zeigt, wie auch Dr. Enke in seiner Begrüßung hervorhob, daß sich immer mehr unserer Mitarbeiter in den Mußestunden nicht nur die Zeit vertreiben, sondern schöpferisch tätig sind. Das Preisgericht trat in den letzten Oktobertagen zusammen, um die besten und schönsten Stücke zu prämiieren. Hierüber und über die ganze Vielfalt der Ausstellung werden wir noch ausführlich berichten.

Bis zum 17. Januar 1963 können sich unsere Belegschaftsmitglieder selbst ein Urteil bilden, denn bis zu diesem Tage wird die Ausstellung noch an verschiedenen Orten gezeigt. Im Oktober stand sie in Dortmund, und ab November ist sie noch an folgenden Orten und Tagen zu sehen:

vom 9. November bis 14. November im Städtischen Saalbau Bockum-Hövel;

vom 16. November bis 21. November im „Westfalenhof“ Hervest-Dorsten;

vom 26. November bis 2. Dezember im Speisesaal der Schmiedag in Hagen;

vom 6. Dezember bis 12. Dezember im Saal der Gaststätte Pollmann in Hohenlimburg;

vom 7. Januar bis 17. Januar 1963 in der Turnhalle Schacht Carl in Altenessen.

Wie im Märchen

**1. Preisträger
im Steckenpferdturnier 1958
gab „Märchenschloß“
als Leihgabe
in die Kunstsammlung
nach Recklinghausen**

Seit Januar 1962 hängt das Bild unseres Pensionärs Hans Koehn, das im Hoesch-Steckenpferdturnier 1958 den ersten Preis gewann, im Städtischen Museum, Recklinghausen. Wir erzählen in unserem Artikel die Geschichte um das „Märchenschloß“ und bringen den Briefwechsel zwischen Hans Koehn, der sich nur schwer von seinem Bild trennte, und Thomas Grochowiak, dem Direktor der Städtischen Museen, Recklinghausen.

Sonntag morgen, am 5. Oktober 1958, ging Hans Koehn, Pensionär der Schachanlage Kaiserstuhl, mit seinem Sohn, Stadtmeister im Schach und lange Jahre Vereinsmeister unseres Werk-Schachvereins, durch die zweite Ausstellung des Hoesch-Steckenpferdturniers. Vater Koehn hatte ein Bild ausgestellt. Es war zum Einsendetermin gerade fertig geworden, aber es fehlte noch Schlußfärbnis und Rahmen. So wie es war hatte es Hans Koehn unter den Arm geklemmt und zur Eberhardstraße gebracht. Nun hing es in der Ausstellung. Der Sohn meinte, als sie beide es hängen sahen – im Vergleich mit den anderen Bildern seien die Aussichten des Vaters, einen Preis zu gewinnen, „gleich Null“.

Im „Zeichnen“ nur genügend

Vater Koehn hat das damals selber gedacht. Auf den Preis ist es ihm zuerst auch nicht an-

▼ „Warum sind wir von den Bildern der Sonntagsmaler begeistert?“ fragt hier Thomas Grochowiak. „Sie erinnern uns an Kinderzeichnungen, die mit angeborenem Gestaltungsvermögen gemalt wurden. Unbekümmert, aus seiner eigenen Vorstellung heraus, malte auch Hans Koehn sein ‚Schloß‘. Er hat dabei überraschende Farbklänge gefunden, die so in der Natur nicht vorkommen, aber in seinem Bild unbedingt richtig sind“



gekommen. Sein eigener Vater war Malermeister gewesen. Alle Geschwister konnten gut zeichnen. Ihm selber bescheinigte der Lehrer, daß es mit seinem Zeichentalent nicht weit her sei. Hans Koehn hat daraufhin Pinsel und Palette nicht mehr zur Hand genommen. Es hat ihm der Mut gefehlt. In jungen Jahren fürchtete man leicht, daß andere über das, was man tut, lachen könnten. Mit sechzig lachen die Liebesswerten unter den Menschen über sich selber. – Wenn sie so wenig eitel sind wie Hans Koehn und so voller Freude an den Dingen des Alltags, ist ihnen das, was die andern sagen, nicht mehr so wichtig.

Stillvergnügt nahm unser Sonntagsmaler mit sechzig Jahren den Pinsel wieder zur Hand. Und als die Hoesch AG im Jahre 1958 zum zweiten Hobbywettbewerb aufrief, packte er ein „Märchenschloß“ in einen braunen Bogen, um es als „sein Hobby“ zu zeigen.

Thomas Grochowiak an Hans Koehn

Wir wissen, daß Hans Koehn damals durch die Wahl der Jury, zu der auch der Leiter der Ruhrfestspiele, Otto Burrmeister, gehörte, den ersten Preis gewann. Otto Burrmeister machte den Direktor der Städtischen Museen in Recklinghausen, Thomas Grochowiak, auf Hans Koehn aufmerksam. Das „Märchenschloß“ hing daraufhin in zwei Ausstellungen über Freizeitschaffen, die der Gewerkschaftsbund in Stuttgart und Moers veranstaltete und die Thomas Grochowiak zusammenstellte. Das Märchen um das Bild ist jedoch immer noch nicht zu Ende. Eines Tages brachte die Post Hans Koehn einen Brief von dem Direktor der Städtischen Museen Recklinghausen. Er bat ihn, ... aber lassen wir ihn selber sprechen:

„Sehr geehrter, lieber Herr Koehn!

Sie wissen, daß ich die Ausstellung des Deutschen Gewerkschaftsbundes mit dem Titel 'Freie Zeit – meine Zeit' in Moers aufgebaut habe. Wiederum lag mir sehr daran, Ihr Gemälde 'Schloß' hierfür zu borgen. Sie haben ja auch dieses schöne Bild – wie schon vorher für Stuttgart – zur Verfügung gestellt. Dafür bin ich Ihnen sehr dankbar. Nun sind wir in Recklinghausen dabei, ein neues Museum aufzubauen. Wir wollen darin eine Abteilung für die Kunst des Laienschaffens errichten. In dieser dauernden Ausstellung sollen vor allen Dingen die Bilder und Plastiken unserer Bergleute zu sehen sein. Ich möchte nun auch sehr gern Ihr Bild für diese Sammlung vorsehen und frage Sie, ob Sie uns dieses Bild entweder als Dauerleihgabe oder aber als Geschenk überlassen können. Wenn das nicht der Fall ist, dann würde ich versuchen, das Bild anzukaufen. Ich würde Sie dann bitten, mir doch den Betrag zu nennen, den Sie für diese schöne Arbeit haben möchten.

Ihr sehr ergebener

Grochowiak“

Hans Koehn hängt an seinem Bild

Hans Koehn schrieb darauf diese Antwort:

„Sehr geehrter Herr Grochowiak!

Nach einer Woche Bedenkzeit muß ich nun zu Ihrem Schreiben vom 7. Oktober und zu Ihren darin gemachten Vorschlägen Stellung nehmen. An erster Stelle danke ich Ihnen sehr für dieses Schreiben und, es soll mir ein neuer Ansporn sein, gleichwertige oder gar bessere Bilder zu malen. Bisher haben meine anderen Bilder wohl im Bekanntenkreis gefallen, aber es fehlte das Letzte, das Persönliche oder die Aussage.

Mit 60 Jahren schon berufsunfähig, begann ich zur Freude meiner Enkelkinder zu malen. Von die-

sen Kindern kam auch der Wunsch, ihnen ein Märchenschloß zu malen. Kaum fertig, ohne Schlußfärbnis und ohne Rahmen, sandte ich es zum Hobby-Wettbewerb der Hoesch AG und erhielt überraschend den 1. Preis.

Dieses Bild abzugeben, ist mir leider nicht möglich. Vielleicht einmal später, ich weiß es nicht. Gerne bin ich aber bereit, es zu besonderen Anlässen auszustellen. Ich bitte um Ihr Verständnis und bin mit freundlichen Grüßen

hochachtungsvoll

Ihr Hans Koehn“

Als Leihgabe in die Kunstaussstellungen

„Vielleicht einmal später“, schrieb Hans Koehn im Oktober 1961. Er hat sein Versprechen von damals inzwischen eingelöst. Am 24. Januar 1962 bekommt Thomas Grochowiak folgenden Brief von ihm:

„Sehr geehrter Herr Grochowiak!

Vor mir liegt Ihr wertiges Schreiben vom 7. Oktober 1961, worin Sie mir mitteilen, daß Sie mein Gemälde 'Schloß' für die Abteilung 'Kunst des Laienschaffens' der Museen der Stadt Recklinghausen in irgendeiner Form erwerben möchten. Ich glaubte damals, aus Ihnen mitgeteilten Gründen ablehnen zu müssen.

Heute komme ich nun auf Ihre Vorschläge zurück und bin bereit, das Gemälde Ihnen als Dauerleihgabe zu überlassen, oder, falls es Ihnen lieber ist, es Ihnen gegen eine Abfindung von 60 DM als Eigentum zu übergeben. Das Bild kann ab sofort

▼ „Für meine Bekannten soll ich immer wieder Sonnenblumen malen“, sagte Hans Koehn. „Das ist für mich langweilig. Ich male viel lieber immer etwas Neues.“ Hans Koehn hat auch zum diesjährigen Hobby-Wettbewerb drei Bilder eingereicht. Auf unserem Bild sehen wir ihn mit seiner Tochter

täglich zwischen 8 und 14 Uhr in meiner Wohnung abgeholt werden.

Hochachtungsvoll

Hans Koehn“

Dank an Hans Koehn

Die Antwort auf diesen Brief ließ nicht lange auf sich warten. Thomas Grochowiak schrieb an Hans Koehn:

„Haben Sie Dank für Ihr Schreiben vom 24. Januar. Ich entnehme diesem Brief, daß Sie bereit sind, uns das von uns so sehr geliebte Gemälde 'Schloß' als Dauerleihgabe für unsere Sammlung zu überlassen. Ich bin Ihnen sehr dankbar für dieses Entgegenkommen, aber ich glaube, daß ich doch auch an das Material und an die Arbeit denken muß, die Sie mit dem Bild gehabt haben, und deswegen wollen wir doch die von Ihnen für das Bild angegebene Summe von 60 DM zahlen, damit Sie wenigstens eine materielle Entschädigung haben. Die 60 DM werden Ihnen in den nächsten Tagen zugehen, und wir werden bei Gelegenheit dann das Bild bei Ihnen abholen kommen.

Ich hoffe, daß Sie noch manches schöne Bild malen und wünsche Ihnen hierzu viel Erfolg.

Mit freundlichen Grüßen bin ich stets Ihr

sehr ergebener Grochowiak“

Inzwischen ist unser drittes Steckenpferdturnier angelaufen. Wenn unsere Leser das Novemberheft von WERK UND WIR zur Hand nehmen, wird die Jury bereits den diesjährigen Preisträger gewählt haben. Ihm und seinem Bild wünschen wir eine ebenso schöne Geschichte wie es die des Märchenschlosses ist, das heute in den Kunstsammlungen in Recklinghausen hängt und durch das Hans Koehn im Jahre 1958 den ersten Preis im zweiten Hoesch-Steckenpferdturnier gewann.



Das Dortmunder Naturkunde-Museum ist 50 Jahre alt

„In diesem Jahr ist das Dortmunder Naturkundemuseum 50 Jahre alt geworden. Haben Sie, Herr Dr. Scholtz, als Leiter des Museums einen besonderen Wunsch zu diesem Geburtstag?“

„Ich möchte wieder über die schönen hellen Räume des Hauses verfügen, die das Schulamt heute noch benutzt. Hier könnte unsere einzigartige Mineralien- und Edelsteinsammlung aufgebaut werden – eine Sammlung, die mehr als eine halbe Million Mark wert ist und heute in Kisten und Kästen verstaubt.“

„Diese Mineraliensammlung würde die ständigen Dauerausstellungen des Hauses um eine neue Sehenswürdigkeit erweitern?“

„So ist es. Und damit würde sie auf schöne Weise die naturkundlichen Sammlungen unserer heimischen Tierwelt ergänzen, zu denen die Gruppen ‚Heimische Insekten‘, ‚Heimische Vögel‘ und ‚Heimische Säugetiere‘ gehören. Bei dieser Gelegenheit darf ich gleich die weiteren Abteilungen des Museums aufzählen, zu

denen vor allem die ‚Geschichte des heimatischen Bodens‘ gehört, die an Hand von Funden, Bildern und Modellen die Eis-, Kreide- und Steinkohlenzeit darstellt. Hinzu kommt die Schau ‚Kreislauf der Stoffe‘, die erst dieses Jahr eröffnete ‚Entwicklungsgeschichte der Tierwelt‘, und schließlich sind die wechselnden Sonderausstellungen zu nennen, die dem Besucher immer wieder etwas Neues bieten sollen.“

„1962 ist es Ihnen gelungen, nicht weniger als zwölf Sonderausstellungen herauszubringen, deren Inhalt und Dauer in dem Faltblatt angegeben sind, das Sie zum fünfzigjährigen Bestehen des Hauses gedruckt haben. Dieser Schrift, die auch eine stichwortartige Übersicht über die Geschichte des Museums enthält, haben wir entnommen, daß das Dortmunder Naturkundemuseum bei seiner Gründung noch nicht hier in der Balkenstraße zu Hause war?“

„Seine erste Bleibe hatte das im Jahr 1912 gegründete ‚Naturwissenschaftliche Museum‘ im Haus Viktoriastraße 35 neben dem damaligen Kunst- und Gewerbemuseum, dem jetzigen Museum am Ostwall. Dort konnte Professor Weinert, der Gründer des Museums, zum erstenmal die von ihm betreuten und von Freunden und Gönnern des Naturwissenschaftlichen Vereins zusammengetragenen Sammlungen ausstellen. Trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse – denken Sie nur an den ersten Weltkrieg und an die Inflation – wuchsen die Sammlungen

▼ Dr. Hermann Scholtz (links), der Leiter des Dortmunder Naturkundemuseums, führte die Jubiläumsgäste, die sich zu Ehren des fünfzig Jahre alt gewordenen Museums zusammengefunden hatten, selber durch das Haus; unter ihnen sahen wir (v.l.n.r.) Bürgermeister Scherer, Schuldezernent Frommberger, Direktor Albrecht, Stadtrat Hansmeyer und Max Ewers, den Vorsitzenden des Naturwissenschaftlichen Vereins

Sind Sie schon einem Drachen begegnet? Oder vielleicht einem Neandertaler? Wenn nicht, dann nutzen Sie doch die Gelegenheit, die – zumindest für unsere Dortmunder Leser – wirklich günstig ist. Mitten in der Stadt, auf dem Grünstreifen zwischen Stadthaus und Markt, steht das Dortmunder Naturkundemuseum, das dem wissensdurstigen Besucher in Modellen und Bildern nicht nur Saurier der Kreidezeit und die ersten Menschen in unserer Heimat vorstellt, sondern auch tausend andere interessante und unvergeßliche Begegnungen bereithält. So können Sie einen Blick in die Eiszeit werfen oder sich – vielleicht sind Sie Bergmann? – in die Steinkohlenzeit versetzen, als unsere Kohle noch lebendiger Urwald war. Wenn Ihnen aber vor den Abgründen der Vergangenheit schwindelig wird, lassen Sie die Jahrmillionen getrost links liegen und erfreuen sich an dem, was aus unserer Gegenwart im Dortmunder Naturkundemuseum ausgestellt ist: farbglühende Schmetterlinge, bunte Edelsteine, Vögel, die heimischen Säugetiere und vieles andere mehr.



Dieser fesselnde Überblick über eine der wichtigsten Geschichtsepochen des heimatischen Bodens ist die gekürzte Wiedergabe einer von Dr. Hermann Scholtz veröffentlichten Broschüre.

Die Geschichte des Heimatbodens ist wie ein spannender Roman und nicht minder lehrreich wie die Geschichte der auf ihm lebenden Menschen. Die Erdgeschichte zählt aber nicht wie die Menschheitsgeschichte nach Jahrtausenden, sondern nach Hunderten und aber Hunderten von Jahrmillionen. In diesen unvorstellbar langen Zeiträumen hat der Boden unserer Heimat die gewaltigsten Veränderungen erfahren. Bald sank das Land so tief, daß über große Teile hinweg die Meereswogen rollten, bald hob sich sein Boden in mächtigen Gebirgsketten zu schwindelnden Höhen. Tropische Sumpfwälder bedeckten weite Gebiete, über die später der heiße Odem der Wüste strich. Schließlich erstarrte der Boden, der

noch eben im üppigsten Grün seiner Wälder prangte, unter dem Leichentuch einer gewaltigen kilometerdicken Eis- und Schneedecke. Lange hat man geglaubt, daß die Eiszeit eine Folge der sich allmählich abkühlenden Erde sei. Seitdem wir aber wissen, daß es im Verlauf der Erdgeschichte mehrere Eiszeiten gegeben hat, ist diese Vorstellung hinfällig. Die letzte Eiszeit endete in Europa vor rund siebentausend bis achttausend Jahren. Die polaren Gebiete der Erde aber haben noch immer Eiszeit. Die Erscheinung der „Eiszeit“ ist bis heute noch nicht restlos geklärt. Was war die Ursache, daß sich die zur Braunkohlenzeit von üppigen, zeitweise sogar tropischen Wäldern bedeckte Erde nun mit einem Eispanzer überzog, der halb Amerika, große Teile Asiens und Mitteleuropas bis zu den Mittelgebirgen bedeckte? Ist vielleicht damals die Erde mitsamt dem Sonnensystem durch einen kosmischen Nebel gegangen, der Sonnenenergie aufsaugte, bevor sie die Erde erreichte? Oder lagen die Gebirge der Festländer damals so viel höher als heute,

Wer ist an der Eiszeit schuld?

sehr schnell weiter, so daß die zur Verfügung stehenden Räume bald überfüllt waren. Das Museum drohte schon zum Raritätenkabinett herabzusinken, als Professor Weinert im Jahr 1931 endlich ein geräumigeres Heim erhielt: das Haus in der Balkenstraße – das ehemalige Bezirkskommando –, in dem wir noch heute sitzen. Leider hat Professor Weinert den Neuaufbau nicht mehr miterlebt. Er starb noch im gleichen Jahr.“

„Wir wissen, daß Sie, Herr Dr. Scholtz, 1934 die Leitung des Museums übernommen haben. Sie gingen damals sofort daran, das Museum neu-zuordnen und nach pädagogischen Gesichtspunkten aufzubauen.“

„Das ist richtig: Ich stellte mir die Aufgabe, die bis dahin rein wissenschaftlichen Lehrsammlungen zu übersichtlichen und allgemein verständlichen Schausammlungen umzugestalten. So wurde beispielsweise aus der ‚Paläontologischen Sammlung‘ eine ‚Geschichte der Erde und ihrer Lebewesen‘, die 1937 zum 25jährigen Bestehen des Museums abgeschlossen war. Sie umfaßte die gesamte Erdgeschichte einschließlich der Entwicklung des Menschen. Ihr schloß sich eine kleine mineralogische Abteilung an mit einem Edelsteinschrank. In der zoologischen Abteilung ersetzten wir ebenfalls die tote Systematik durch die lebendigere Biologie und ergänzten dabei die Präparate durch lebende Tiere. So diente zum Beispiel ein

Aquarium mit Seerosen und Seenelken dem besseren Verständnis der ausgestellten Korallenbauten und ihrer Bewohner. In der Abteilung ‚Gliederfüßler‘ zeigten wir lebende Insekten – Bienen im Stock, Stabheuschrecken, Wasserinsekten und Schmetterlinge in all ihren Entwicklungsstadien. Das Fischzimmer bekam ein Aquarium, bei den Lurchen und Kriechtieren wurden Terrarien aufgestellt.“

„Den größten Erfolg aber hatten Sie sicher mit dem Aufbau des Freilandterrariums, in dem sogar ein zweieinhalb Meter langes Krokodil zu sehen war?“

„Seitdem wir das Freilandterrarium mit dem Aquarium besaßen, stieg die Besucherzahl in einem Jahr von 5000 auf 35000 Menschen. Auch in den folgenden Jahren kamen immer mehr Menschen zu uns, so daß wir 1939 sogar 90000 Besucher zählen konnten.“

„Dieser erfreulichen Entwicklung setzte der zweite Weltkrieg ein böses Ende.“

„Der Aufbau der Säugetierabteilung war noch nicht abgeschlossen, als die ersten Bomben das Museum trafen. Bei den Luftangriffen 1944 und 1945 brannte das Haus völlig aus. Gerettet wurde nur ein Teil der Schausammlungen, als wir nach vielen vergeblichen Versuchen endlich den notwendigen Treibstoff bekamen, um die Sammlung in die Wichlinghofer Schule auszulagern.“

„So mußte das Museum nach dem Ende des

Krieges also zum drittenmal neu aufgebaut werden?“

„Sofort nach Kriegsende griffen wir zur Selbsthilfe und stellten im Erdgeschoß einige Räume, die zufällig eine Gewölbedecke besaßen, notdürftig her. Ende 1949 half uns dann auch das Bauamt, das Museumsgebäude wieder instand zu setzen.“

„Sie sind doch aber schon vor dem endgültigen Wiederaufbau mit Sonderausstellungen wieder an die Öffentlichkeit getreten?“

„Gewiß, in notdürftig hergerichteten Räumen des Erdgeschosses zeigten wir ‚Die Eiszeit‘, ‚Im Wunderreich der Falter‘, ‚Käfer aus aller Welt‘ und manche andere Schau. Nachdem das erste Obergeschoß aufgebaut war, konnte das Museum am 1. November 1951 wieder eröffnet werden.“

„Und seit 1951 haben Sie die einzelnen Sammlungen systematisch weiter auf- und ausgebaut – bis auf die mineralogische Abteilung, die Ihnen so am Herzen liegt und für die, wie wir mit Ihnen im Interesse aller Museumsbesucher hoffen, recht bald die heute noch belegten Räume in Ihrem Museum freigegeben werden.“

▼ Mitten in der Dortmunder Innenstadt, zwischen Stadthaus und Markt, liegt das Museum für Naturkunde, das dienstags bis samstags von 10 bis 18 Uhr und sonntags von 10 bis 13 Uhr geöffnet ist



oder war die Sonnenstrahlung infolge zahlreicher Sonnenflecken schwächer, oder war die Erdachse größeren Schwankungen unterworfen?

Viele Fragen, doch wenig befriedigende Antworten. Wenden wir uns deshalb lieber dem heimatlichen Boden zu, der manche Geheimnisse der Eiszeit preisgeben kann.

Wandernde Gesteine

Wenn wir eine geologische Karte von Dortmunds Umgebung betrachten, so fällt uns die weite Verbreitung gelblicher Farbtöne auf. Sie bedecken fast das ganze Vorland nördlich des Ardeyzuges. Es ist der Löß, ein toniger Feinsand mit geringem Kalkgehalt, der neben einem fruchtbaren Boden auch das Material für zahlreiche Ziegeleien liefert. Unter dem Löß treffen wir vielerorts auf den Geschiebemergel, einen sandig tonigen, auch kalkhaltigen Lehm mit zahlreichen großen und kleinen Blöcken, Geschiebe oder Findlinge genannt. Man findet sie

hier und da auch als Lesesteine auf den Äckern. Sie stellen eine Mustersammlung skandinavischer Gesteine dar, untermischt mit heimischem Material, besonders Feuersteinen. Manche von ihnen sind mehr oder weniger deutlich geschrämmt, wie von einem schartigen Hobel bearbeitet.

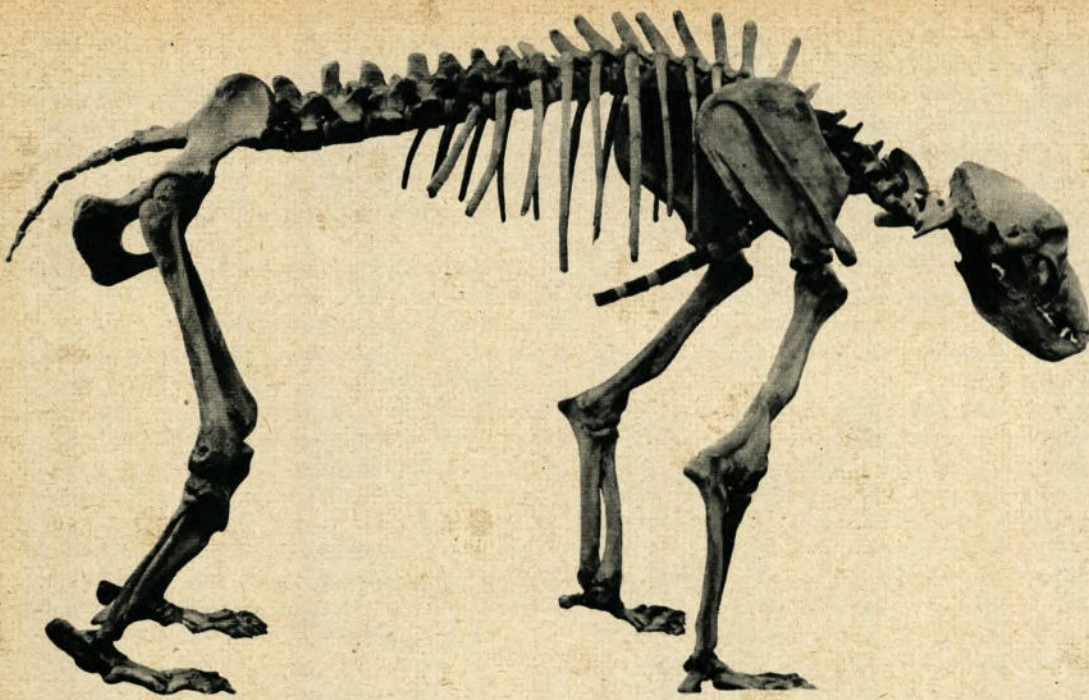
Wann und unter welchen Bedingungen kamen diese Gesteine hierher? Sie sind Zeugen der jüngsten geologischen Vergangenheit, einer Zeit, die vor etwa sechs- bis achthunderttausend Jahren begann und vor rund sieben- bis achtausend Jahren endete, der Eiszeit. Während dieser gewaltigen Zeitspanne war die mittlere Jahrestemperatur zeitweilig so niedrig und die Luftfeuchtigkeit so groß, daß sich auf den Hochgebirgen Skandinaviens und Schottlands, die vermutlich höher lagen als heute, eine gewaltige Firneisdecke bildete. Ihre Dicke können wir auf etwa 2000 Meter schätzen. Von diesem gewaltigen Firnfeld aus flossen die Eismassen vor allem nach Süden und Westen ab, wälzten sich über das Gebiet der heutigen Ostsee und

erreichten mindestens zweimal den Rand der deutschen Mittelgebirge. Die Vereisung war also nicht einmalig; vielmehr wechselten „Eiszeiten“ mit sogenannten „Zwischeneiszeiten“ ab, in denen das Eis weitgehend zurückschmolz und das Klima sogar wärmer war als heute.

Das Hellwegtal entstand durch Schmelzwasser

Auf seinem Wege schürfte der gewaltige Gletscher den Verwitterungsboden bis auf den blanken Fels ab und hinterließ auf dem zu Rundhöckern abgehobelten Felsgrund scharfe Schrammen, aus deren Richtung man heute die Fließrichtung des Eises ablesen kann. Als Hobel dienten die zahlreichen, im Eis eingefrorenen großen und kleinen Geschiebe (Findlinge) des mitgeführten Schuttes.

Vor seinem Stirnrand stapelte der Gletscher die mitgeführten Schuttmassen zu langen Endmoränenwällen auf, die von Nordwesten nach Osten die Norddeutsche Tiefebene durchzie-



▲ Mit Versteinerungen, Skeletten und Werkzeugfunden, mit Bildern und Schaukästen gelingt es, dem Museumsbesucher auch die fernsten Zeiten nahezubringen. Unser Foto zeigt ein Skelett des Höhlenbären

hen. Sie kennzeichnen seine einzelnen Stillstands- oder Rückzugsphasen. Doch ging das Abschmelzen der Gletscherfront nicht gleichmäßig vonstatten. Größere Teile blieben als isolierte Toteispartien liegen und sanken erst allmählich in den auftauenden Boden ein. Die entstehenden Senkungsgebiete füllten sich später mit Wasser. So entstanden viele der norddeutschen Seen. Die vom jeweiligen Eisrand abfließenden Schmelzwasserströme schütteten riesige Sandkegel ins Vorland (z.B. Senne). Da jedoch im Süden die Mittelgebirge anstiegen, mußten die Wasser am Eisrand entlang nach Nordwesten abfließen. So entstanden breite Talrinnen (Hellwegtal!) mit zahlreichen Staueisen, die Urstromtäler, die sich, dem zurückschmelzenden Eisrand folgend, immer weiter nach Norden verlagerten. Unsere großen Flüsse von der Elbe ostwärts sowie wichtige Verkehrslinien folgen noch heute diesen alten Talrinnen.

Nur kurz sei noch auf die große Bedeutung hingewiesen, die die Eiszeit für unsere Heimat hat. Ausgedehnte Teile des norddeutschen Tieflandes verdanken nicht nur ihre Formung, ihren landschaftlichen Reiz und die Fruchtbarkeit ihrer Äcker der Eiszeit, wesentlicher für uns ist die Feststellung, daß ohne die gewaltigen eiszeitlichen Schuttaufrschüttungen das Land heute weitgehend unter dem Meeresspiegel läge (die Unterkante des diluvialen Schuttes liegt z.B. bei Tönning – 352 Meter unter dem Meeresspiegel, bei Hamburg – 299 Meter, bei Rostock – 288 Meter, bei Amsterdam – 169,9 Meter, bei Stettin – 135,9 Meter und in Elbing – 117,8 Meter). Die Findlinge sind ein willkommener Baustein in einem Landstrich, der so arm ist an anstehenden Gesteinen. Daß sie nicht erst heute als Grab- oder Gedenksteine Verwendung finden, beweisen die sogenannten Hünengräber.

Pflanzen und Tiere der Eiszeit

Neben den Kalktuffen haben uns vor allem die Torfbildungen wichtige Aufschlüsse gegeben über die Pflanzenwelt und damit Hinweise auf das jeweilige Klima. Sie zeigen uns, wie der Wald zwischen den von Norden und Süden (Alpen) heranrückenden Gletschern immer stärker eingeeengt wird. Steppe und Tundra, die ihn vom vegetationslosen Eisrand trennen, gewinnen mehr und mehr an Boden. Schließlich nehmen Schnee- und Staubstürme den höheren Pflanzen allmählich jede Lebensmöglichkeit.

In der Tierwelt lassen sich zwei Lebensgemeinschaften unterscheiden, von denen die eine den Wald, die andere die Steppe bewohnt. Neben einem Waldelefanten, zu dem ein Waldnashorn gehört, kennen wir den Steppenelefanten oder das Mammut und das zugehörige Wollhaarnashorn. In den zahlreichen Höhlen hausten die gewaltigen Höhlenbären, die trotz ihrer furchterregenden Größe harmlose Pflanzenfresser waren, während der Höhlenlöwe, der den heutigen Löwen um etwa ein Drittel an Größe übertrifft, ein Steppenbewohner und möglicherweise ein Tiger war. Ihm gesellten sich Höhlenhyäne, Wolf und Fuchs zu. Weit verbreitet ist das Wildpferd. Hirsche, darunter die Riesenhirsche mit Geweihen, die bis zu vier Meter klafferten, Elche und Herden von Rentieren, Moschusochsen, Auerochsen und Wisenten gehören zur Fauna der Eiszeit. Bei vielen läßt sich eine Entwicklung von alt- zu jungeszeitlichen Formen nachweisen. Auf den ersten Blick befremdend muten in dieser lebensfeindlichen Zeit die Riesenformen an (Mammut bis zu 4,50 Meter Schulterhöhe, Riesenhirsch, Höhlenbär, Höhlenlöwe, Steppenwisent usw.). Vielleicht waren sie eine Anpassung an das kalte Klima, da ein großer Körper wegen seiner relativ kleineren Oberfläche der Abkühlung besser widersteht als



ein kleiner. Mit dem Ende der Eiszeit sterben die Riesen aus. Nur Rentier, Moschusochse, Polarfuchs und einige kleinere Nager ziehen dem zurückweichenden Eis nach und leben noch heute dort, wo gleiche Bedingungen herrschen wie zur Eiszeit, in den Polargebieten.

Der Mensch betritt die Bühne des Lebens

Die Eiszeit würde für uns nicht wichtiger sein als irgendeine andere erdgeschichtliche Zeit, wenn nicht in ihr zum erstenmal der Mensch die Bühne des Lebens beträte. Während dieser Zeitspanne von rund 800000 Jahren hat sich der Mensch vom primitiven „Urmenschen“ zum heutigen Vollmenschen, dem homo sapiens entwickelt.

Die Auffindung des ersten „Urmenschen“ ist so unglaublich, daß sie verdient, kurz erzählt zu werden. Ein junger holländischer Arzt, Eugen Dubois, läßt sich 1887, angeregt durch Häckels Buch von der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ nach den Kolonien versetzen, um dort nach dem von Häckel theoretisch geforderten „missing-link“, dem Bindeglied zwischen Menschen und Menschenaffen, dem sogenannten Pithecanthropus (= Affenmensch) zu graben. Nach vergeblichem Suchen in Sumatra siedelt er 1890 nach Java über, und dort geschieht das Unglaubliche: Bei Trinil findet er 1891/92 ein Schädeldach, einige Zähne und einen linken Oberschenkelknochen. Diese Funde entsprechen genau dem von Häckel vorausgesagten „missing-link“. Sie stehen wirklich zwischen Tier und Mensch.

Inzwischen sind in den verschiedensten Gebieten der Erde so zahlreiche Funde geborgen und bearbeitet worden, daß sich unser Bild von der Entwicklung des Menschen in einer Weise gefestigt hat, wie wir es noch vor wenigen Jahrzehnten nicht zu hoffen gewagt hätten.

Die vielfach mit den Skelettresten gefundenen Werkzeuge und Waffen und vor allem sichere Hinweise auf den Gebrauch des Feuers stellen die ganze Pithecanthropus-Gruppe trotz vieler „äffischer“ Merkmale besonders im Schädelbau eindeutig auf die Menschheitsseite. Diese frühen Menschenformen waren Jäger und Sammler und natürlich auch Kannibalen (Menschenfresser). Sie gingen aufrecht und wohnten wohl größtenteils in Höhlen.

Wir sind keine Enkel des Neandertalers

Zeitlich jünger als die Angehörigen der eben genannten Pithecanthropus-Stufe sind die Neandertaler, die ihren Namen von dem Fund im Neandertal bei Düsseldorf bekommen haben. Dort grub 1856 der Gymnasiallehrer Dr. Carl Fuhlrott die Reste eines menschlichen Wesens aus, das er völlig richtig als primitiven Eiszeitmenschen erkannte und beschrieb. Heute kennt man an die 200 „Neandertaler“ aus vielen Teilen Europas, Asiens und aus Afrika.

Charakteristische Merkmale sind ein langer, massiger Schädel mit besonders im männlichen Geschlecht starken Überaugenwülsten und ein kinnloser Unterkiefer. Das Gehirnvolumen ist mit bis zu 1700 Kubikzentimeter vielfach größer als beim heutigen Europäer. Dieser übergroße Kopf wurde von einem zwar gedrungenen, aber verhältnismäßig kleinen Körper (Mann 1,60 Meter, Frau 1,50 Meter) getragen. Die Werkzeugformen der Neandertaler waren Faustkeile, Handspitzen verschiedener Art und Schaber. Äußerlich mag ihr Leben in der letzten Warmzeit und der ersten Hälfte der letzten

Eiszeit nicht viel anders verlaufen sein als das der Angehörigen der Pithecanthropus-Stufe. Immerhin war das Feuer ständiger Besitz, und ihre Werkzeuge wurden systematisch bearbeitet.

Wie aus Opferfunden hervorgeht, hatten sie wohl auch schon einen Gottesbegriff und bestimmte Vorstellungen vom Leben nach dem Tode. Sie waren demnach schon wirkliche Menschen, was auch aus der wissenschaftlichen Bezeichnung Homo neandertalensis hervorgeht. Ob sie ausgestorben sind oder von einwandernden höher entwickelten Menschen ausgerottet wurden, wissen wir nicht.

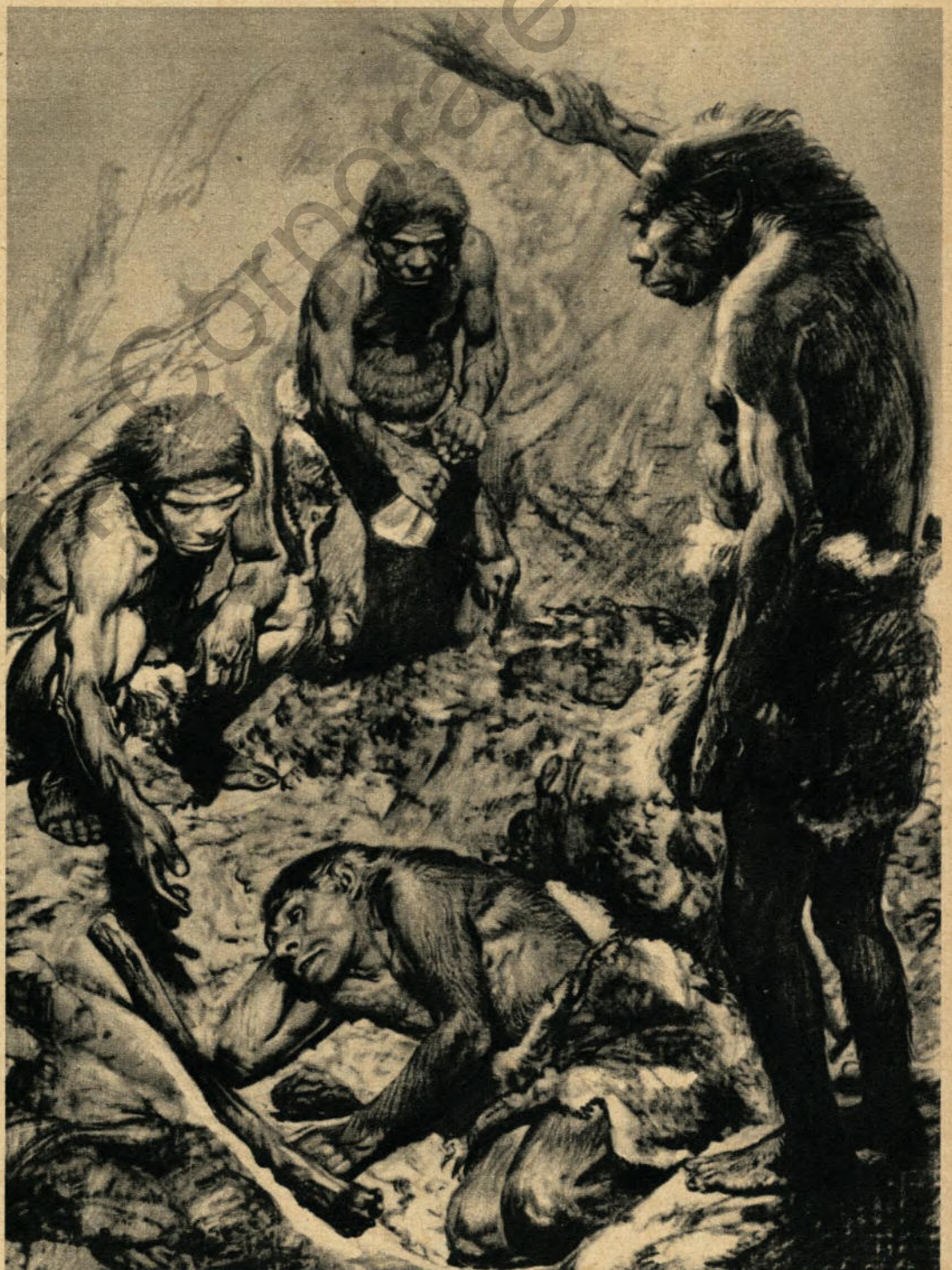
Ein neuer Menschenschlag erscheint

In der Mitte der letzten Eiszeit erscheint neben dem Neandertaler der Mensch vom Typ Crö-Magnon, größer und schlanker als der Neandertaler und mit einem Schädel, der dem des heutigen Menschen in seiner Form weitgehend gleicht. Die Stirn ist steiler und höher (größere Entwicklung des Gehirns), die Überaugenwülste fehlen und der Unterkiefer hat ein mehr oder weniger ausgeprägtes Kinn (Sprachenentwicklung). Der Gang ist aufrecht und nicht wie beim Neandertaler leicht vornübergebeugt.

Auch geistig ist er dem Neandertaler weit überlegen. Die Feuersteinwerkzeuge werden fein bearbeitet (Klingen). Neben Feuerstein werden auch Horn und Knochen zu den verschiedensten Werkzeugen verwendet, vielfach mit Schnitzereien und Eingravierungen verziert. Die Toten werden sorgfältig bestattet, mit Nahrungsbeigaben und Schmuck versehen und mit Ocker bestreut. Die Lebenden aber hausen nicht mehr in Höhlen, sondern bauen sich Hütten.

Die Höhlen dienten wohl meist Versammlungen oder kultischen Zwecken. Dafür wurden sie mit prächtigen Bildern geschmückt. Die Entdeckung dieser Höhlenbilder war die größte Überraschung, die uns der Eiszeitmensch bereitet hat. Seine Malereien und Skulpturen sind der stärkste Ausdruck seines Geistes. Der Homo sapiens, der vernunftbegabte Mensch ist da! Von ihm stammen alle heute in Europa lebenden Menschen ab.

▼ Dieses Bild zeigt das Grab eines Neandertalers. Die Überreste dieses Menschentyps, der vor rund hunderttausend Jahren gelebt hat, sind zuerst bei Düsseldorf gefunden worden. Die Zeichnungen auf dieser und der linken Seite stammen aus dem sehr interessanten Bildband „Menschen der Urzeit“, erschienen im Blüchert Verlag, Hamburg



◀ Dieser Höhlenbär war auch in unserer Heimat zu Hause und wurde schon von den Neandertalern gejagt



Familienanschluß für die Älteren

Frau Arndt ist 62 Jahre alt. Ihr Mann starb vor zwei Jahren. Sie zog aus der Drei-Zimmer-Wohnung, in der sie mit ihm 40 Jahre gelebt hatte, aus, weil sie nun zu teuer war. Jetzt bewohnt sie ein Einzelzimmer – leider am anderen Ende der Stadt. In dem Haus, in dem sie bis dahin wohnte, und in der Umgebung hatte Frau Arndt viele nette Bekannte gehabt. Nun kannte sie niemanden mehr, und sie schloß sich auch neuen Menschen nicht wieder an. Es war still um sie geworden. Selbst beim Kaufmann war es ja nicht mehr so wie früher. Die Selbstbedienung hatte das Gespräch über den Ladentisch überflüssig gemacht. Manchmal hat sie einfach den Wunsch, einmal mit jemanden sprechen zu können, und dann redet sie allein für sich. Sie lacht, wenn sie es merkt. Aber oft ist sie auch traurig. Es bleibt ihr zuviel Zeit zum Grübeln; das macht das Alter doppelt schwer.

Der Mensch ist gesellig

Das Alter setzt nicht schlagartig mit dem 65. Lebensjahr ein und wird von diesem Zeitpunkt an auch nicht zum erstenmal empfunden. Daß wir alle nicht immer jung bleiben, merken wir bedeutend früher! Ein Trostpflaster für die schwächer werdenden körperlichen Kräfte kann die wachsende geistig-seelische Reife sein. Auch der alte Mensch kann noch jeden Tag etwas erleben. Aber er braucht auch jemanden, dem er mitteilt, was er erlebt, was er gesehen und was er gelesen hat. Er braucht jemanden, mit dem er darüber sprechen kann – ebenso wie er selbst gern noch für andere da sein möchte. Der Pensionär, der nach dem 65. Lebensjahr die menschlichen Bindungen am Arbeitsplatz vermißt, findet sie nicht selten im Kleingarten-, Brieftauben- oder Gesangverein ausgiebiger als vorher. Die Pensionärswitwe ist dabei schon schlechter dran. Solange ihr Mann noch lebte, war sie ausschließlich auf ihn eingestellt. Zieht sie nach seinem Tode von der alten Umgebung auch noch in eine neue, ist die Umstellung besonders groß.

Abends fast immer allein

„Die neue Frau im Haus ist komisch“, sagen dann manchmal die Leute, „sie ist so wenig zugänglich!“ Wer einmal den Kontakt zu den Nachbarn verloren hat, lebt immer weniger mit

anderen zusammen und ist immer mehr mit sich selbst allein. Kein Wunder, wenn er eigenartig wird.

Wir kennen sie alle, die Plakate, auf denen der Kopf einer alten Frau abgebildet ist mit der Schrift „Das Alter darf nicht abseits stehen“. Die „Aktion Gemeinsinn“, eine Arbeitsgemeinschaft von Männern und Frauen des öffentlichen Lebens und der Wirtschaft, versucht, darauf aufmerksam zu machen, daß auch die alten Menschen noch zu uns gehören, daß wir für sie alle mitverantwortlich sind.

Das Plakat klebt auch an der Litfaßsäule, an der Frau Arndt jeden Tag vorbeigeht, um ihre Einkäufe zu machen. Das Gesicht der alten Frau ist ihr eigenes. Abends sitzt Frau Arndt wie immer allein. Aber diesmal schreibt sie einen Brief nach Bad Godesberg, Koblenzer Straße 91, an die „Aktion Gemeinsinn“. Sie schreibt: „Sehr geehrte Herren, ich wohne allein und habe im Haus und in der näheren Umgebung weder Verwandte noch Bekannte. Gestern las ich Ihr Plakat und möchte bei Ihnen anfragen, ob Sie ei-

*Zu unserem Hoesch-Kreis gehören
3437 Pensionäre und 3117 Pensionärswitwen.
Über 400 Mitarbeiter gingen im Jahre 1961
in Pension. Der Übergang vom Berufsleben
zum Pensionärsdasein ist für viele nicht
immer leicht. Wer den Inhalt seines Lebens
nach der Pensionierung nun in stärkerem
Maße in der Familie findet, in einer
Vereinszugehörigkeit, in einem Hobby,
übersteht diesen Übergang einfacher
als derjenige, der seinen Schwerpunkt bisher
ausschließlich in die Berufsarbeit legte und
sich jetzt auch nicht umstellen kann.
Am schwersten haben es die vielen
älteren Menschen, die ganz allein leben, die sich
nur schwer anschließen und nicht mehr
das Gefühl haben, für jemanden dazusein.
Im Bundesgebiet leben gegenwärtig
5578000 Männer und Frauen, die
über 65 Jahre alt sind; das sind 10,6 v. H.
der Gesamtbevölkerung. 64 v. H. aller
alten Menschen leben allein.*





1



2

nen Weg wissen, wie ein alter Mensch nicht zu einsam und schließlich trübsinnig wird."

Wenig später hat Frau Arndt eine Antwort auf ihrem Tisch: „Liebe Frau Arndt, wir möchten Ihnen gerne helfen. So wie Ihnen geht es leider vielen alten Menschen. Aber fast in jeder größeren Stadt gibt es jetzt Gruppen von Frauen und Männern, die sich zusammengefunden haben, um miteinander zu sprechen, um sich gegenseitig zu helfen und vor allem, um nicht immer allein zu sein. Wir raten Ihnen, einmal in Dortmund die erste Etage des Hauses Blücherstraße 32 aufzusuchen. Dort finden Sie in der LAB-Familie – die einzelnen Buchstaben heißen ‚Lebens-Abend-Bewegung‘ – sicher Kontakt mit gleichgesinnten Menschen."

Die Lebensabend-Bewegung

Was ist das: Lebensabend-Bewegung, und wie ist sie entstanden?

Angeregt durch den Leserbrief eines Rentners in der Zeitung lud 1958 der heutige Leiter dieser Einrichtung, Eduard Ziehmer in Kassel, mehrere ältere Menschen zu einem Gespräch ein, um sich schildern zu lassen, was sie bedrückte. Die seelische Not der Vereinsamung stand bei den meisten weit über allen anderen Sorgen. Dieser ersten Begegnung einiger vereinsamter älterer Menschen folgten weitere. Man ging nicht auseinander, ohne ein neues Treffen zu vereinbaren.

Schon die Vorfreude darauf nahm das Gefühl der Einsamkeit. Begegnungen von Mensch zu Mensch verhalfen zu neuer Hoffnung. Alle, die am ersten Gespräch teilgenommen hatten, griffen spontan die Anregung auf, zur nächsten Begegnung ältere Menschen, die sich in gleicher Lebenslage wie sie befanden, mitzubringen. In Kassel entwickelte sich die große Alten-gemeinschaft der LAB. Dort entstanden auch die ersten kleinen Familiengruppen, die Sonderaufgaben übernahmen. Betreuungshelfer halfen ehrenamtlich bei Krankheit und Not. Gruppen zum Basteln, Singen, Musizieren, Lesen, Wandern und zu Gesellschaftsspielen bildeten sich. In Kassel gibt es eine Tonbandgruppe, ein sozialpolitisches Forum, heimatkundliche Fahrten wurden unternommen, praktische Verkehrsunterweisungen, bei der Polizei und Verkehrswacht eingesetzt sind, finden statt, und ein ehrenamtlicher Dienst der Rechts-

Gesundheits- und Sozialberatung wurde eingerichtet.

Das Kasseler Beispiel ist inzwischen in vielen Städten der Bundesrepublik in weiteren LAB-Gemeinschaften nachgeahmt worden.

Der Älteste ist 95 Jahre alt

In der Blücherstraße 32 in Dortmund hat das Sozialamt der Stadt in der unteren Etage das „Haus der offenen Tür“. Oben ist die „Lebensabend-Bewegung“ eingezogen. Frau Arndt wird freundlich empfangen. Sie trifft neben dem Dortmunder Leiter, Herrn Kurpanek, zwei andere Frauen, die anscheinend oft hier sind. Eine von ihnen holt jeden Tag einige ältere Frauen, die nicht mehr allein gehen können, zu Hause ab und bringt sie ins „Haus der offenen Tür“. Hier sitzen sie zusammen, erzählen sich etwas, singen Lieder und machen Gesellschaftsspiele. Die Frauen, die sonst ganz allein leben, atmen in der Geselligkeit auf. Frau Arndt erfährt nun, daß sich die Mitglieder der LAB-Familie jeden Mittwoch im Henßlerhaus treffen. Alle Mitglieder gehören zu der großen Gruppe der Rentner, Pensionäre oder nicht mehr Berufstätigen. Der Älteste aus diesem Kreis ist 95 Jahre alt, die Jüngste gerade 51. Frau Arndt lernt beispielsweise Frau P. kennen. Sie ist, wie viele Alleinstehende ihres Alters, zu oft allein. Seit einiger Zeit geht sie an einem Abend in der Woche zu einer Familie und betreut das Kleinkind, wenn die Eltern einmal ausgehen möchten. Sie wird mit dem Auto abgeholt und wieder nach Hause gebracht. Frau P. ist in der Familie schon wie zu Hause. „Eher kann ich mich einschränken und bescheiden wohnen“, sagt sie, „als die neu gefundene menschliche Nähe wieder zu vermissen.“ Wenn sie fühlt, daß sie noch gebraucht wird, geht es ihr viel besser, als wenn sie nichts hat, woran sie denken und wofür sie sorgen kann.

In der Dortmunder Gruppe

Nicht jeder Platz, an dem man gern einen älteren Menschen zu Hilfe hätte, ist allerdings für die Rentner und Pensionärinnen geeignet. Der Leiter der „Dortmunder Gruppe“ wacht ständig darüber, daß ihre Mitglieder, nur weil sie helfen wollen, nicht ausgenutzt werden. Es ist nicht immer leicht, Aufgaben zu finden, die alte Men-

1 Seit acht Jahren ist Otto Kapteinat, der 30 Jahre im Baroper Walzwerk arbeitete, pensioniert. Er wohnt mit seiner Frau in Hombruch. Mittwochs fahren sie beide nach Dortmund, um in der LAB-Familie mit anderen älteren Menschen zusammenzusein

2 Er ist zu seinem 95. Geburtstag nicht allein – Herr Karl Gutbier, das älteste Mitglied der Lebensabend-Bewegung in Dortmund

schen noch gern tun, ohne sich zu überanstrengen.

Meist aber findet die gesunde Aktivität im gegenseitigen Helfen und Aneinanderdenken unter den Mitgliedern ihren Sinn: Frau O. ist am 1. Oktober 75 Jahre alt geworden. Ihre Verwandten wohnen nicht am selben Ort. Sie erwartete an diesem Tage keinen Menschen. Gegen Mittag klingelt es. Zei Frauen aus der LAB-Familie kommen, um zu gratulieren. Sie haben in den Mitteilungen, die die Geschäftsstelle herausgibt, gelesen, daß Frau O. Geburtstag hat. Geschickt wird also niemand. Auch jede Nachbarschaftshilfe kommt von den einzelnen selbst. Man gehört zusammen und ermutigt sich gegenseitig zur Hilfe.

LAB-Familien in Essen und Hagen

Natürlich ist es leichter, sich gegenseitig zu helfen, wenn man sich kennt. Den ersten Kontakt finden die Mitglieder oft an den Kaffeefachmittagen. Manche Altersfreundschaft hat hier einmal ihren Anfang gefunden. Neben der Gruppe, die zur Blücherstraße 32 gehört, hat sich im September eine neue in Dortmund-Brackel gebildet. Zu ihr gehören bereits 35 Mitglieder.

In Essen und Hagen werden in nächster Zeit neue LAB-Familien gegründet. Ihre Organisation ist einfach, aber wirksam. Die noch rüstigen älteren Menschen bilden einen Arbeitskreis, in dem sie jeweils das örtliche Programm gestalten. Wie viele Gruppen – wo auch immer – entstehen, hängt nicht zuletzt von der Tatkraft der Älteren selbst ab. An ihnen liegt es auch, ob für sie die Zeitspanne des Alters nicht in die Vereinsamung führt. Wir alle aber sollten einmal darüber nachdenken, ob wir nicht in der eigenen Nachbarschaft alleinstehende Menschen kennen, die darauf warten, auf solche Wege der Geselligkeit in einem ausgefüllten Lebensabend hingewiesen zu werden.





Mit Schere, Papier und Poesie

Hier ist ein Steckenpferd für junge Familien, eine reizende Spielerei für den Feiertagabend, eine alles innige Weihnachtsglück sammelnde Basterei für die langen Winterabende. Nicht der Mann, sondern die Frau hat es diesmal mit fester Hand und sanfter Geduld zu zügeln (der Mann darf den faulen Zaungast spielen, muß es aber nicht tun). Ich denke an die junge Mutter unserer Zeit, die sich aus ihrer Besonnenheit heraus noch als beste Freundin ihrer Kinder und als Herz der Familie fühlt: sie sollte mit Hilfe dieses Steckenpferdes versuchen, ihre heranwachsenden Kinder aus der sie immer und überall umgebenden grauen Welt des Tempos und des unersättlichen Komfortstrebens hinauszuführen in die helle heile Freiheit eines mit starker Emp-



▲ Diese einfache Weihnachtskrippe hat ein neunjähriges Mädchen aus Buntpapier ausgeschnitten und gefaltet. Nur die Heiligenscheine und der Stern sind angeklebt, alles andere ist durch Schneiden, Falten und Aufklappen (der eingeschnittenen Augen) erreicht. Im Schattenspiel einer Lampe oder einer Kerze kommt die rührend einfache Krippenszene zu starker Wirkung

findung, mit Liebe, Phantasie und Poesie gelebten Daseins.

Wir sind alle bedroht. Der schreckliche „Siegeslauf der Technik“ hat die Masse der Menschen mechanisiert, die Anbetung des Geldes hat sie seelisch verarmt und obendrein aus der guten gesicherten Welt der Bibel in die trostlose Wüste des Unglaubens getrieben. Wenn wir demnächst zum Monde fliegen, werden dort nur Habenichtse ankommen: Habenichtse in Menschengestalt, bar aller tieferen Empfindung, bar aller Poesie, bar eines denkenden Herzens und bar wacher Sinne...

Übertreibe ich? Nein, ich muß von der furcht-

baren Verödung der Menschenseele sprechen, wenn ich mein Steckenpferd-Thema treffen will.

Zwei Fragen an die Leser

Darum auch noch zwei Fragen an meine WERK-UND-WIR-Leser: Wer von uns jungen Eltern, in deren Heim noch Kinder heranwachsen, zögert heute noch beim Ankauf eines Fernsehapparates! Wer denkt auch nur noch einen Augenblick daran, daß dieser faszinierende Flimmerkasten das sicherste Mittel ist, um unser Familienleben vollends aufzulösen, um alte geheiligte Familiensitten vergessen zu machen, um den Kindern und uns das selbständige Denken abzunehmen, und dazu den lieben Feiertagabend zu zerstören! Das sind doch, Hand aufs Herz, nur ganz wenige, die da noch zögern und bedenken.

Und weiter: In welcher Familie mit Kindern, die so einen Wunderkasten besitzt, wird denn heute noch am Feiertagabend gespielt, gesungen, musiziert, gebastelt, gelesen, gefeiert? Ohne Spielen aber, ohne plaudernde Auseinandersetzung, ohne Gesang, ohne Hausmusik, ohne Lesemuße, ohne Feiern oder das schöpferische Spiel in abendlicher Werkarbeit gibt es doch keinen Feiertagabend mehr und damit auch kein harmonisches Familienleben. Wer etwas anderes sagt, belügt sich. „Familienglück“ ist nicht die Addition von Liebe, Reichtum und praller Gesundheit. „Glück“ ist immer nur die Summe von Anstrengung, fürsorgender Liebe und Selbstbeherrschung.

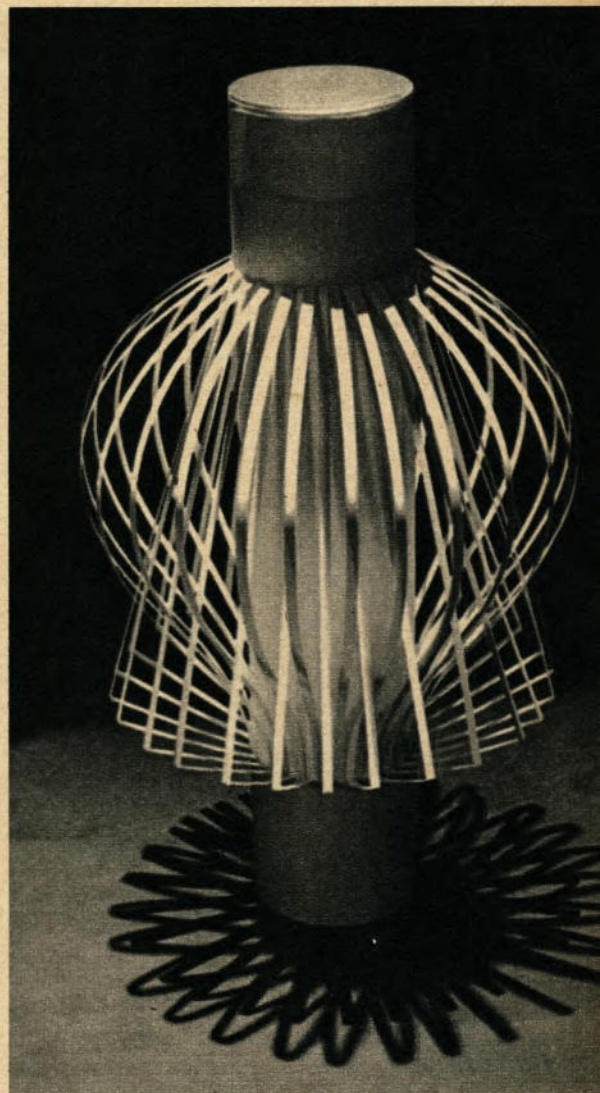
Um das eigene Tun geht es

Dazu gehört auch die alte Weisheit, daß der Mensch wesentlich zum tüchtigen, wissenden und freien Menschen durch das wird, was er TUT, und nur in sehr geringem Maße durch das, was er sieht und hört. Um das TUN, um die Erschließung der eigenen Schöpferkraft, um die Entwicklung und Ausbildung unserer formenden Kräfte geht es auch bei unserem heutigen Steckenpferd: beim handwerklichen Basteln und schöpferischen Gestalten in Familien mit Kindern, bei der häuslichen Werkarbeit des Feiertagsabends, zu der wir diesmal nichts brauchen als Schere und Papier.

Dieses abendliche TUN hat schon in unendlich vielen Familien das Flache verdrängt und das Gute gestiftet... Schauen Sie sich nur die kleine Weihnachtsszene aus Papier an, die wir hier mit abbilden: den Joseph aus dem billigen grünen Papier mit dem eingesteckten violetten Stab, die Mutter Maria aus dem blauen, das

Christuskind aus rotem Papier sorgsam ausgeschnitten, eingeschnitten und dann geschickt gefaltet und ausgeklappt (Augen, Nase, Mund). Die Mutter gab die Idee und die Mittel: Schere und einfaches farbiges Papier. Nur für den Heiligenschein über den Köpfen und für den Stern über dem weißen Papierhorizont durfte Kleb-

▼ Aus einem weißen Zeichenkarton, den man hinterher zu einem Papierzylinder zusammenklebt, werden Streifen eingeschnitten und dann einzeln teils herausgeklappt, teils herausgerollt oder eingedrückt. Das ergibt diese Lampenschirmform, eine von tausend Möglichkeiten, wie aus Papierzylindern überraschend ansprechende Zierformen gefertigt werden können für Laternen, Festdekorationen oder Leuchtsäulen



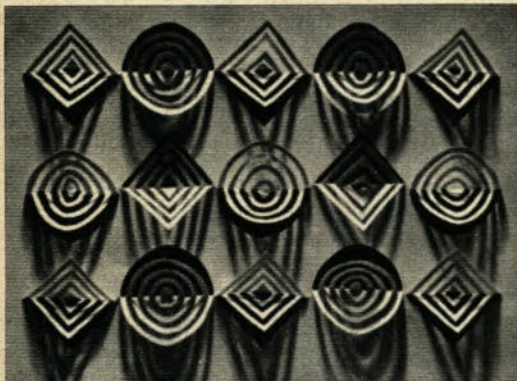
stoff verwendet werden. Denn es gibt strenge Regeln bei dieser Werkarbeit, die alle zur großen Einfachheit und zur letzten Beschränkung erziehen sollen.

Und so begann das neunjährige Mädchen herzklopfend mit der „Arbeit“, setzte seine Phantasie in Trab und brachte endlich dieses in seiner schlichten Einfalt rührende Werk seiner kleinen Hände zustande. Als aber das Ding fertig und aufgestellt war, und als es abends vom Schein der Kerze erhellt wurde, da stand vor der Kinderseele nicht mehr das armselige Papierwerkchen, sondern das ganze jubelnde innige Weihnachtsglück. Wer unter Müttern möchte das bezweifeln?

Spiel mit bildnerischen Mitteln

Diese Papierkrippe ist nur eines von tausend möglichen Beispielen aus dem Glück des bildhaften Gestaltens im Familienkreise. Wir zeigen auf unseren Bildern weitere Beispiele. Man nennt dieses spielerische Gestalten „das Spiel mit den bildnerischen Mitteln“, es hat heute als pädagogisches Mittel höchstes Ansehen erlangt, es wird auf den Werkschulen, auf Werkakademien, auf Lehrer-Hochschulen und selbstverständlich auch in allen Seminaren geübt und gelehrt, wo Kindergärtnerinnen ausgebildet werden.

Im übrigen ist es, mehr als wir alle denken, in



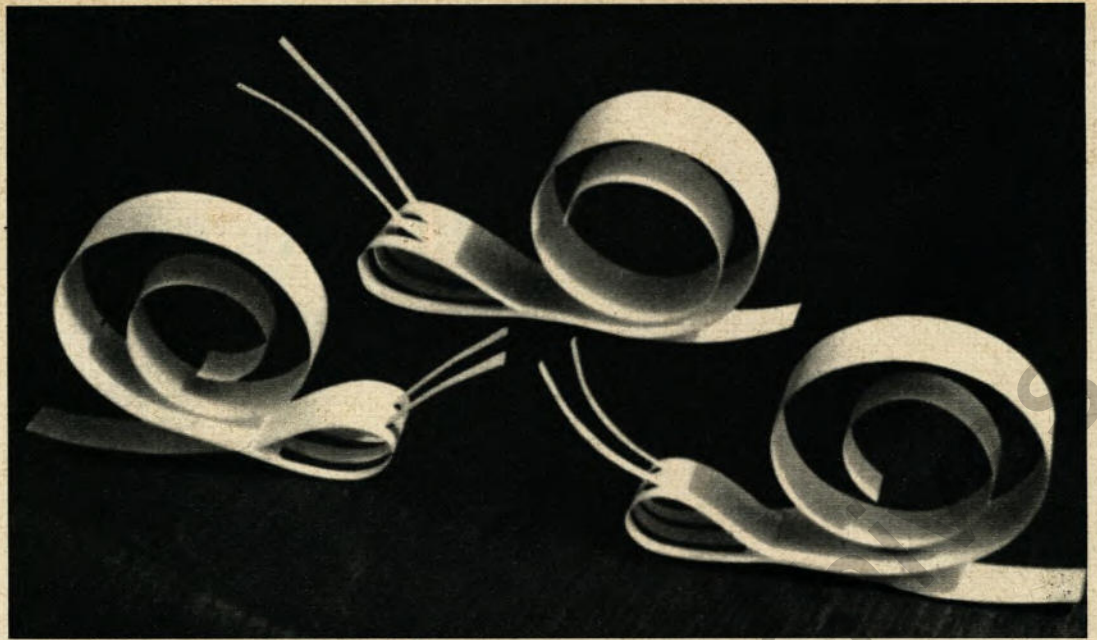
▲ Bei diesem einfachen Relief von eingeschnittenen und ausgeklappten Halbkreisen und Ecken aus gewöhnlichem weißem Papier wird durch die Einwirkung von Licht ein erstaunlicher plastischer Eindruck erzielt. Derlei Arbeiten sind zugleich ein Spiel mit dem Licht wie eine „spielende“ Einführung in die Wunder der Ornamentik: der schönen Form schlechthin

kinderreichen Familien daheim, in denen noch liebevolle Strenge und Besonnenheit regieren. Ich würde unsere Mütter, Großmütter und Urgroßmütter beleidigen, wollte ich hier behaupten, dieses „Spiel mit den bildnerischen Mitteln“ als Familien-Steckenpferd sei etwas Neues – keine Rede davon! Was wir heute so bezeichnen, ist nur der Gipfel einer alten und reichen Entwicklung, das abendliche Werkeln im Spiel war in den meisten fröhlichen Kinderstuben unserer Voreltern zu Hause, und es hat dort Millionen kleiner Kinder den ersten Weg zur Poesie, zur Schönheit, zum Schaffen und Gestalten gewiesen.

Viele Bücher gibt es über diese Werkarbeit, und fast alle unsere Bilder stammen aus einem der besten und neuesten (Das Spiel mit den bildnerischen Mitteln, Band 1 PAPIER, im Verlag Otto Maier, Ravensburg). Wer Kinder hat, sollte sich dieses prachtvollen Wegweisers bedienen.

Werkstoff Papier als Beispiel

Das Spiel mit den bildnerischen Mitteln gilt den Werkstoffen Papier oder Holz, es wird mit Keramik oder Textilfasern und -stoffen betrieben. Wir halten uns heute nur ans PAPIER, mit dem



▲ Die Schnecken sind aus Papierstreifen geschnitten und ohne Klebstoff durch Ausrollen und Ineinanderfügen zur Form entwickelt: eine reizende Spielaufgabe schon für Kinder von 8–10 Jahren

gerade vor der Weihnachtszeit die schönsten Dinge zu gestalten sind: Weihnachtsszenen, Tierszenen, Tiere, Häuser, Hauslandschaften, Masken, Reliefflächen und vieles mehr.

Wer sich ernsthaft damit befaßt, wird ungeahnte Freude ernten, bei sich wie bei den Kindern; er sollte freilich dabei den Regeln und Prinzipien des bildhaften Gestaltens mit Papier folgen. Das oben genannte Buch erteilt einen klassischen Unterricht in diesen Prinzipien und gibt damit die Möglichkeiten zum mutigen Anfangen und zum stetigen Fortschreiten. Niemand denke, daß es hier um „Kunst“ geht, wir bleiben bei diesem Spiel nur auf den ersten Stufen der Riesenleiter zur Kunst.

Immerhin setzt unsere spielerische Beschäftigung in uns die ersten sicheren Begriffe ab von guten Verhältnissen in einer Fläche, von guten Proportionen also, von den Grundlagen der Ornamentik, von den Grundformen an sich. Unser Steckenpferd wendet sich auch nicht nur an die begabten Kinder, es soll vielmehr gerade von den Schüchternen geritten werden, denen, die zum Malen, Zeichnen und Formen den Drang, aber nicht den Mut haben.

Diesen allzu bescheidenen Kindern liefert die Beschäftigung mit Schere und Papier das Vertrauen zu ihren eigenen Fähigkeiten. Je kleiner und unverdorbener übrigens ein Kind ist, je sicherer es noch im Riesenmeer seiner eigenen überquellenden Phantasie schwimmt, um so gewisser sind gute Ergebnisse; sobald diese Kinder durch falschen Schulunterricht mit Erwachsenenäugen sehen lernen, werden die Ergebnisse weniger ansprechend sein.

Spiel – nicht Zeitvertreib

Unser Steckenpferd wird „Spiel“ genannt, weil es mit Kindern betrieben wird und weil ja SPIEL DIE ARBEIT DES KINDES ist. Kinder wollen ja keinen Zeitvertreib, sie wollen vom ersten Augenblick an erkennen und gestalten. Das Kind, das zum erstenmal einfache Holzklötze aufeinanderlegt, will bauen. Das Kind, das seinen ersten Farbkleck „malt“, malt einen Gedanken hin. Das Mädchen, das seine erste Puppe liebkost, hat seine ernste Lebensarbeit begonnen. Beschäftigung ist alles beim Kinde. Deshalb tut die berufstätige und zeitarme Mutter auch unrecht, ihrem Kind – aus lauter Liebe! – immer nur Berge fertigen Spielzeuges zu kaufen. Es gibt wenig fertiges Spielzeug, das gut ist, das zur Beschäftigung anregt oder besser noch zwingt: der einfachste Baukasten aus Holzklötzen, das einfachste Malbuch, die einfachste Puppe sind gerade recht für ein Kind.

Mit seinem Riesenschatz an Phantasie weiß es immer etwas anzufangen.

Mein Sohn Max, jahrelang ein genialer Regisseur bei der Aufstellung seiner elektrischen Eisenbahn, hat das Eisenbahnspielen satt bekommen. Es sei ihm zu langweilig, sagte er eines Tages und schenkte die Anlage dem fassungslos erstaunten neunjährigen Michael, der bislang nur als Zuschauer gelitten war.

Was aber tat nun Max? Er holte sich Schere und viel Zeichenpapier und baute ein herrliches, ein phantastisch aussehendes Papierschiff zusammen, halb moderner Ozeanriese, halb Kolumbus' Karavelle, mit bewußt blankweißem Schiffskörper, damit die Kamine und Brücken und Masten und Segel nur ja recht bunt sein konnten. Was war es für die kleineren Geschwister eine heiße Lust, dem arbeitenden Max zuzusehen! Heute hängt das Schiff an zwei Nylonfäden in Michaels und Markus' Zimmer, und Max, der große Bruder, hat seinen Ruhm weg.

Die „Wirklichkeit“ tritt zurück

Die beiden kleinen Mädchen unserer Familie, die siebenjährige stille Martina und die quecksilbrig lebendige, ewig mit blauen Kugelaugen kokettierende fünfjährige Andrea, sitzen seit



Wochen im Kinderspielzimmer und „arbeiten“. Arbeiten heiß und hingegeben an Weihnachtsgaben für Oma, Vettern und Eltern. Die Mama hat es ihnen vorgemacht, und sie plagen sich, es ihr nachzutun: es geht um ein hübsches „Mobile“.

Ein „Mobile“, das weiß heute jeder, sind an feinsten Nylonfäden schwebende Figuren, wobei die Fäden immer wieder an gut ausgewogenen Querstäben aus dünnem leichtem Peddigrohr hängen. Martina und Andrea machen als Figuren dieses Mobile weiße doppelwandige (das heißt also einmal gefaltete) Fischkörper, sie schneiden Augen und Schuppen und Flossen ein und klappen sie nach dem Falten wieder heraus. Ist alles herausgeklappt und „lebendig“ geworden, so wird auf die innere Seite des Fischkörpers ein hauchdünnes farbiges Seidenpapier geklebt, das dann im schwimmenden Licht reizende rote, blaue und gelbe Effekte liefert.

Die Mädchen haben die Grundform des Fisches gut erfaßt, sie haben die Einschnitte zu den Schuppen und Augen wie bewußt ganz sparsam und deshalb um so wirkungsvoller verteilt: sie haben sich mit einem Wort weit von der „Wirklichkeit“ entfernt und doch genau den Charakter getroffen.

Mutters neue Ideen

Die Mutter dieser Kinder nun, meine so kino- und besuchsfeindliche Frau, die am liebsten ganz im Kinderspiel und in der Kinderarbeit versänke, heckt immerzu neue Ideen für die abendliche Bastelarbeit aus. Das Neueste ist, daß sie alte Chianti-Flaschen, die ich ihr zuliebe schnell und gründlich leere, zu schwebenden Fischen macht und in den Flur hängt oder verschenkt: sie beklebt die querhängende Flasche mit aus weißem Karton ausgeschnittenen Flossen, einem wulstigen Karpfenmaul, einem Bündel fächernder Schwanzflossen und kugelrunden Augenringen. Das sieht sehr lustig aus, und man kann es eine gute Weile sehen.

Anders treibt es unsere Älteste, die fünfzehnjährige Rotraut. Sie hat, anders als die kleine stille Mitläuferin Martina und anders als die flotte Andrea, kein Sitzfleisch, also nicht viel Zeit zum Basteln. Überwallt sie aber einmal der Ehrgeiz, dann schafft sie in erstaunlich geduldiger Plage die hübschesten Dinge. Sie hat einen ausgeprägten Farbensinn und schon als Zehnjährige begonnen Batikarbeiten herzustellen: reine Seidentücher mit flüssigem Wachs abzudecken und das ausgesparte, wohlüberlegte Muster zu färben, dann vielleicht eine zweite Färbung in einem anderen Ton vorzunehmen, wenn nicht gar eine dritte. So lieferte sie für einige Jahre schöne, ja wertvolle Geschenke.

Der Streit um das Abstrakte

Jetzt hat sie, den kleineren Geschwistern zuliebe, begonnen, Papierarbeiten zu machen, und da natürlich zielt sie ebenfalls auf raffinierte Farbeffekte: sie klebt farbiges Seidenpapier, die sie vorher ausgeschnitten hat, überlegt übereinander und erzielt so interessante Kompositionen. Manchmal weiß man nicht genau, was das Farbenspiel nun darstellen soll, indes ist man nie abgestoßen, das Spiel von Linien und

◀ Aus verschiedenen Hohlzylindern oder Papierröhren, die man aus dünnem Zeichenpapier einmal zylinder-, einmal trichterförmig zusammenklebt, wird durch geschicktes Zusammenstecken diese Ente aufgebaut. Durch Einschnneiden und Aufklappen einzelner Teile entstehen Augen und Gefieder. Geschickte und mit Geduld angelernte Kinder können sich dergestalt einen ganzen Zoo zusammenstellen

► Der Maskenkörper wurde aus Zeichenkarton zu einem halben Hohlzylinder gebogen. Die Spielregel verlangt hier, daß alle für Augen, Ohren, Nase und Mund verwendeten Formen dem Zylinder oder dem Kreis verwandt sind. Nur das Einfügen von Bart und Augenbrauen war zusätzlich gestattet

Farbtönen hat auch im radikal Abstrakten, also Gegenstandslosen, eine merkwürdig starke Wirkung.

Außerdem läßt sich über abstrakte Werkarbeiten schön streiten, und streiten – seien wir doch ehrlich! – gehört auch zur Familienharmonie. Bei uns wird nicht wenig gestritten, bei uns prahlen die verschiedenen Charaktere nicht selten aufeinander, bei uns ist sozusagen die Hohe Schule des Willens in Aktion, und oft muß der arme Familienvater flüchten. Die Mutter darf es nicht.

Mit schöpferischer Phantasie

Unsere Kinder möchten immer gleich etwas Fertiges sehen, aber das ist sicher bei allen anderen Kindern auch so. Meine ideale Vorstellung wäre aber die, daß meine Kinder die Ruhe und Ausdauer hätten, die in dem oben beschriebenen Buche vom „Spiel mit den bildnerischen Mitteln“ dargestellten Grundformen aufzulösen. Etwa ein einfaches schwarzes Viereck oder Rechteck aufzuteilen, es mit der Schere zu spalten und die gespaltenen Teile immer wieder auf einen weißen Grund zu kleben.

Hier beim einfachen Spalten beginnen, heißt in kurzem in einen wahren Rausch des Gestaltens zu stürzen, denn es eröffnen sich da so viele Möglichkeiten, es ergeben sich derart viel reizvolle Muster und Kompositionen, daß man in wenigen Tagen allen Grundprinzipien der Stoff- und Tapetenmaler und der Plakatkünstler auf die Spur kommt.

Die Folge des Schneidens heißt hier zum Beispiel: 1. einfaches Teilen; 2. mehrfaches Spalten; 3. senkrecht und gleichzeitig waagerechtes Spalten; 4. rhythmische Gliederung der vielen Schnitte zum Muster; 5. willkürliches Schneiden zu einer nach der Mitte orientierten Bewegung; 6. Kurvenschnitte und so fort. Strenge Regel dazu: immer aus ein und derselben rechteckigen Fläche geschnitten und wieder mit allen abgeschnittenen Bestandteilen zum „Bilde“ gefügt.

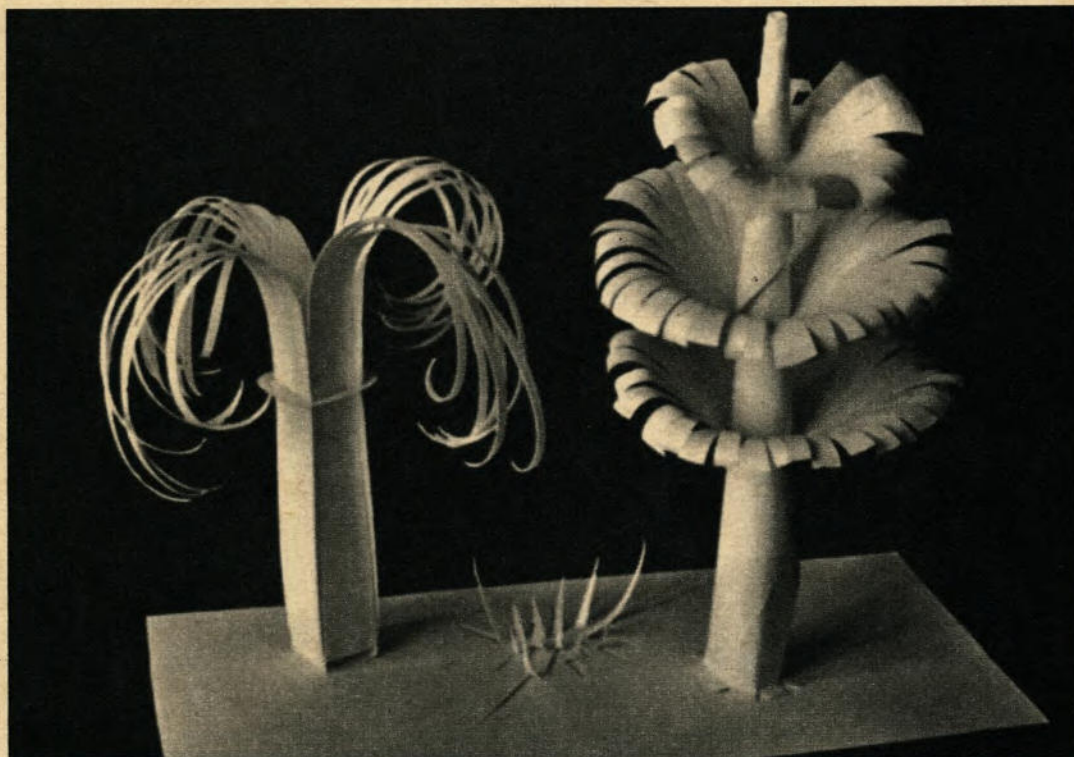


Wege zum sicheren Geschmack

Genau dieselben überraschenden Effekte ergeben sich beim Zerlegen eines Dreieckes oder eines Kreises, und noch während man sich spielend damit beschäftigt, wird einem plötzlich der Begriff „Ornament“ klar – aus Rechteck, Dreieck und Kreis sind die Urformen des Ornamentes entstanden.

Dies aber, liebe WERK-UND-WIR-Leser, ist nur der Anfang aller Erkenntnisse. Versuchen Sie sich mit Ihren Kindern an diesem Stecknagel, es ist billig, es kostet nur zu Anfang etwas Geduld, später springen Sie schon von Einsicht zu Einsicht und von Erfolg zu Erfolg und ganz am Ende haben Sie, wenn Sie nur durchgehalten haben mit den Kindern, diesen die schönste Lektion über Formenschönheit erteilt, die es gibt. Jetzt haben Ihre Kinder tausend fatale Umwege zum sicheren, guten Geschmack eingespart, und sie haben sich im abendlichen „Spiel“ auch noch die Urkräfte ihrer schöpferischen Phantasie geschult.

▼ Diese Bäumchen sind durch Einschnneiden, Ausklappen und Wickeln von weißem Papier entstanden. Die eingeschnittenen Streifen rollen sich, wenn man sie über einen Messerrücken zieht



40 Hoesch AG Bergbau

- 3. 11. 1962 Georg Mantke, Aufsichtshauer
Schachtanlage Fritz
- 15. 11. 1962 Karl Vogt, Bürovorsteher
Verwaltung
- 16. 11. 1962 Franz Bölke, 1. Maschinist
Kokerei Emil
- 17. 11. 1962 Josef Tennagels, Fahrhauer
Schachtanlage Emil
- 22. 11. 1962 Theodor Golenia, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 23. 11. 1962 Eduard Warschun, Zimmerhauer
Schachtanlage Fritz

Hoesch AG Westfalenhütte

- 1. 11. 1962 Wilhelm Gutow, Bürovorsteher
- 1. 11. 1962 Alfred Kloth, Vorarbeiter
- 1. 11. 1962 Emil Mann, Hüttenarbeiter
- 2. 11. 1962 Hermann Grabowski, Maschinist
- 2. 11. 1962 Alfred Schrimpf, Lokführer
- 4. 11. 1962 Aloys Wiesniewski,
Konvertersteuermann
- 6. 11. 1962 Anton Tomaszczak, Hilfsschlosser
- 15. 11. 1962 Wilhelm Clench, Werkschutzmann
- 15. 11. 1962 Hermann Müller, Maschinist
- 17. 11. 1962 Franz Dreier, Betriebsbeobachter
- 17. 11. 1962 Josef Urbaniak, Einführer

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

- 15. 11. 1962 Eugen Weißgerber, Walzmeister
- 18. 11. 1962 Otto Fege, Walzmeister
- 19. 11. 1962 Karl Pick, Walzaufbereiter
- 22. 11. 1962 Robert Hartmann, Federnarbeiter
- 27. 11. 1962 Wilhelm Lobbe, Wärmer

25 Hoesch AG Bergbau

- 1. 11. 1962 Karl Lanzendörfer, Ausbauhelfer
Schachtanlage Radbod
- 1. 11. 1962 Fritz Liebold, Schießmeister
Schachtanlage Radbod
- 1. 11. 1962 Karl Naujoks, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 1. 11. 1962 Emil Paß, Ausbauhelfer
Schachtanlage Fritz
- 1. 11. 1962 Günter Stücke, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 1. 11. 1962 Alfred Schütze, Ausbauhelfer
Schachtanlage Radbod
- 2. 11. 1962 Robert Neuperger, Zimmerhauer
Schachtanlage Radbod
- 2. 11. 1962 Richard Rath, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 2. 11. 1962 Wilhelm Witte, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 3. 11. 1962 August Bremer, Hauer
Schachtanlage Emil

- 3. 11. 1962 Kurt Kobus, Schlosser
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 3. 11. 1962 Josef Koschowski, Maschinist
Schachtanlage Radbod
- 3. 11. 1962 Wilhelm Post, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 4. 11. 1962 Heinrich Grondzewski,
Hilfzimmerhauer
Schachtanlage Emil
- 4. 11. 1962 Josef Wittmann, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 5. 11. 1962 Paul Kensy, Lampenstubenaufseher
Schachtanlage Emil
- 6. 11. 1962 Georg Anders, 1. Maschinist
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 6. 11. 1962 Herbert Steininger, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 8. 11. 1962 Gustav Nowack, Zimmerhauer
Schachtanlage Radbod
- 8. 11. 1962 Bernhard Stillers, Meisterhauer
Schachtanlage Radbod
- 9. 11. 1962 Alois Kollatschni, Hauer
Schachtanlage Emil
- 10. 11. 1962 Kurt Andrecht, 1. Maschinist
Kokerei Emil
- 10. 11. 1962 Heinrich Bahde, Probenehmer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 11. 11. 1962 Paul Müller, Badewärter
Schachtanlage Emil
- 15. 11. 1962 Johann Kruppa, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 15. 11. 1962 Bernhard Oslislo, Lokführer
Schachtanlage Radbod
- 15. 11. 1962 Georg Scheidegg, Maschinenhauer
Schachtanlage Emil
- 16. 11. 1962 Artur Berg, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 16. 11. 1962 Johannes Gräwe, Seilf.-Maschinist
Schachtanlage Radbod
- 16. 11. 1962 Wilhelm Hiller, Schießmeister
Schachtanlage Radbod
- 16. 11. 1962 Bernhard Kaufmann, Zimmerhauer
Schachtanlage Radbod
- 16. 11. 1962 Paul Krock, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 16. 11. 1962 Ceslaus Krysiak, Ausbauhelfer
Schachtanlage Radbod
- 16. 11. 1962 Horst Lorenz, Wettermann
Schachtanlage Radbod
- 16. 11. 1962 Walter Rath, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 20. 11. 1962 Wilhelm Kockel, Aufsichtshauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 21. 11. 1962 Alfred Grehl, kaufm. Angestellter
Schachtanlage Radbod
- 22. 11. 1962 Hermann Bremer, Reviersteiger
Schachtanlage Emil
- 23. 11. 1962 Andreas Gorny, Lehrhauer
Schachtanlage Fritz
- 24. 11. 1962 Franz Heinrich, Grubenschlosser
Schachtanlage Fritz
- 25. 11. 1962 Wilhelm Borchers, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 25. 11. 1962 Georg Gareis, Hauer
Schachtanlage Radbod

- 26. 11. 1962 Johannes Beyer, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 26. 11. 1962 Egon Biedler, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 26. 11. 1962 Otto Hilsmann, Hauer
Schachtanlage Radbod

Hoesch AG Westfalenhütte

- 29. 10. 1962 Wilhelm Middelman, Maschinenmeister
- 1. 11. 1962 Rudolf Opfermann, kaufm. Angestellter
- 1. 11. 1962 Edeltraud Rehmann, kaufm. Angestellte
- 3. 11. 1962 Theodor Poblocki, Kranführer
- 4. 11. 1962 Paul Klimasch, Schmelzmeister
- 10. 11. 1962 Anton Strumpf, Vorarbeiter
- 12. 11. 1962 Werner Pree, Kommissionierer
- 22. 11. 1962 Albert Nehrenheim, Hüttenarbeiter
- 25. 11. 1962 Waldemar Beister, Hüttenarbeiter
- 26. 11. 1962 Alfons Korolewski, Vorarbeiter
- 27. 11. 1962 Adolf Benz, Brandmeister

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

- 8. 11. 1962 Heinrich Bartels, Federnarbeiter
- 9. 11. 1962 Kurt Canavesi, Warmwalzer

Schmiedag AG

- 2. 11. 1962 Willi Hünkemeier, Schmied
Werk Grüntal
- 10. 11. 1962 Ludwig Hirschberg, Dreher
Werk Grüntal
- 13. 11. 1962 Paul Geissler, Maurer
Werk Grüntal

Maschinenfabrik Deutschland AG

- 1. 11. 1962 Erich Buhl, kaufm. Angestellter
- 1. 11. 1962 Karl Welter, Schreiner

Trierer Walzwerk AG

- 11. 11. 1962 Emil Longen, Walzenbauer
Werk Trier

Becke-Prinz GmbH

- 22. 11. 1962 Hans Ohm, kaufm. Angestellter
Verwaltung Dortmund

Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH

- 3. 11. 1962 Anton Blaufuß, Former

Hoesch Hammerwerk Ruegenberg GmbH

- 25. 11. 1962 Josef Schulte, Dreher

Der Radfahrer – geschichtlich gesehen

Schon die alten Griechen . . . nein! Hier stocke ich schon. Nichts ist vom Radfahren der Griechen bekannt. Zwar hatte das Trojanische Pferd Räder unter den Beinen, aber daß Odysseus nach Ithaka geradelt sei oder daß in Olympia Sechstagerrennen stattgefunden hätten, ist nicht überliefert. Vielleicht hat es Homer übersehen. Er soll ja blind gewesen sein.

Steigen wir also tiefer hinein in die Vorgeschichte.

Vor rund zwanzigtausend Jahren kritzelte der Höhlenbewohner von Cromagnon Elche, Wisente, Pferde und Mammuts in die Felswand. „Narrenhände beschmiereten Tisch und Wände“, tadelte die Urfrau ihren Urmann, aber der sagte: „Laß nur, Cromagnettchen, erstens ist der Tisch noch gar nicht erfunden und zweitens heben die Zeichnungen in zweiundzwanzigtausend Jahren den Fremdenverkehr. Cooks Reisebüro und unsere Nachfahren werden uns ewig dankbar sein!“

Sie sind es! Aber weder der Mensch von Cromagnon noch der Neandertaler zeichneten Fahrräder. Denn das Rad wurde erst fünfzehntausend Jahre später erfunden, als gerade eine Eiszeit ins Schmelzen kam. Und es dauerte noch einmal siebentausend Jahre, bis der badische Forstmeister Drais auf die Idee kam, zweirädrig in der Öffentlichkeit zu balancieren. Damals waren die Forstmeister noch nicht mit Büroarbeiten überlastet und hatten im Winter Zeit fürs Erfinden. Herr Drais setzte sich auf sein Draisinchen, stülpte sich den Zylinder auf den Kopf und stieß sich mit den Beinen vom Boden ab. Hatte er doch ganz vergessen, Tretkurbel und Pedale mitzuerfinden.

Nach den neuesten russischen Theorien erfand allerdings der höhlenschaffende Cromagnoff das Auto und dann, weil es nicht lief, das Rad. Der Waldarbeiter Draisinowitsch aber dachte sich die Draisine aus, um in rastlosem Einsatz sein Baumwuchssoll zu erfüllen. Ihm ist es zu verdanken, daß die russischen Bäume in den Himmel wachsen.

Dies also waren die Vorfahren jener labilen, heute mit Freilauf, Luftreifen und Rücktritt versehenen Fahrzeuge, die sich unsere Verkehrsartisten zwischen die Beine klemmen, um auf der Straße ihre Künste zu zeigen. In Dänemark radelt selbst der König, und über Karl Valentin ist das Fahrrad in die humoristische Literatur eingegangen. Der Radfahrer ist zum Symbol einer Weltanschauung geworden: nach oben ein krummer Buckel, während man nach unten tritt.

Aber ich werde mich hüten, so etwas zu schreiben, denn die Radfahrer haben nicht nur Vereine, welche die Radfahrinteressierten zu vertreten wissen, sondern auch eine Radfahrerehre. Ich kenne eine Zeitung, bei der jedesmal, wenn eine Notiz über einen von Radfahrern verursachten Verkehrsunfall erschienen ist, eine Frau Oberst hoch zu Rad vorfährt, um die Radfahrerehre mit scharfen Worten zu verteidigen. Es ist ein großartiges Bild, der Feder einer Franziska Bilek würdig, die stattliche Frau Oberst nach gehabtem Protest starten zu sehen. Zur Rechten sah man, wie zur Linken, eine halbe Frau Oberst vom Sattel sinken.

Berufsradfahrer können ein Volk aus dem Häuschen bringen. Die Tour de France beweißt es. Viel Sympathie empfinde ich für jenen greisen Rauschebart, der sich zur großen Rundfahrt durch Schweden meldete, jedoch abgewiesen wurde, weil er zu alt war. Kurz entschlossen band er sich die Nummer Null auf den Rücken und fuhr schwarz mit. Schon am ersten Tag schoß er hundert Kilometer über das Etappenziel hinaus. Jeden Tag vergrößerte der muntere Greis den Abstand zum Feld. Erst lachten die Schweden über ihn. Dann felerten sie ihn. Zwei Tage vor den Siegern brauste der alte Schwede durch die Etappenziele. Überall wurde er begeistert empfangen als der offizielle Schwarm. (Ich sage mit Absicht Schwarm, denn Radfahrer im Kollektiv erinnern mich immer an Fliegenschwärme – Verzeihung Frau Oberst!) Ein Funkwagen fuhr neben der Nummer Null her und verbreitete das Knistern des Bartes über den Äther. Eine Rasierklingenfirma bot ihm hohe Summen, falls er sich mit ihren Klingen den Bart schaben lasse. Aber er blieb stark und wurde inoffiziell Sieger.

Die Landsleute Daimler und Benz des Forstmeisters Drais erfanden das Automobil, den Selbstbeweger.

Das erste Motorengeknatter klang wie ein Sterbegeläut von Kutsche und Zweirad. Die Kutsche stirbt aus, aber das Fahrrad läßt sich nicht verdrängen. Trotz der pferdestarken Mopeds gibt es noch Männer und Frauen, die es mit eigener Kraft wagen, zweirädrig und unmotorisiert in der Unfallslotterie des Verkehrs mitzuspielen.

Aber Radfahrer sind weicher als Autos, wie die Kavallerie weicher als eine Panzerbrigade ist. Und der Härtere ist auf dem Schlachtfeld des Verkehrs unterlegen, denn der Weichere gibt nach.

Den passionierten Reiter erkennt man an den Beinen, die eine Ellipse bilden. Das Abzeichen des heldenhaften Radfahrers sind die blasenförmig verdickten Muskelpäckchen an den Waden. Wie alle Helden haben die Radfahrer Starallüren. Da es in Deutschland wenig Tandems gibt, auf dem die Familie in Reih und Glied hintereinander ausgerichtet im Gleichtritt die Pedale bewegt, fahren unsere Radfahrer mit Vorliebe nebeneinander und erzählen sich lange Geschichten. Sie schwirren, unberechenbar wie Fliegen und Hühner, plötzlich nach links über die Fahrbahn. Sie beweisen auch gern, daß man zum Radfahren keine Hände braucht.

Wie stark die Macht der Radfahrer auch im Reiche des Geistes ist, wurde mir neulich im Funkhaus klar. Da stand auf einem der Kartons, welche die Aufnahmebänder für Sendungen bergen: „Immanuel Kant, Herr und König im Reich des Geistes. 28 Minuten.“ Das war rot durchgestrichen. Darunter stand: „Kant gelöscht. Jetzt: Die Radfahrer. 17 Minuten.“ *Thaddäus Troll*

WERK und WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Gröting. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Titelseite: Irmgard Steinfurth; Rückseite: Erich Kreuzner, Dortmund. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe BERGBAU, Seiten 127 bis 132: Willi Laser. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Gröting. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALENHÜTTE, Seiten 325 bis 360: Walter Hölkeskamp. Redaktion: Johannes Holschen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 123/0822 294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit □ gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Bildnachweis: Farblinnenseiten: Irmgard Steinfurth, Dortmund und C. L. Schmitt, München-Solln; Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Kampmann, Kreuzner, Korte, Steinfurth, Zoll, alle Dortmund; Fritz Jaenecke; dpa; Laenderpress, Süddeutscher Verlag und Werks- und Privataufnahmen; Zeichnungen: Harry Esser, Dortmund.



Foto-Wettbewerb

- ① Helga Henke Hoesch AG Westfalenhütte
- ② Heinz Budzus Hoesch AG Bergbau
- ③ Jakob André Hoesch AG Bergbau
- ④ Eduard Podemski Hoesch AG Westfalenhütte
- ⑤ Eduard Smarny Hoesch AG Westfalenhütte



①



②



③



④



⑤

